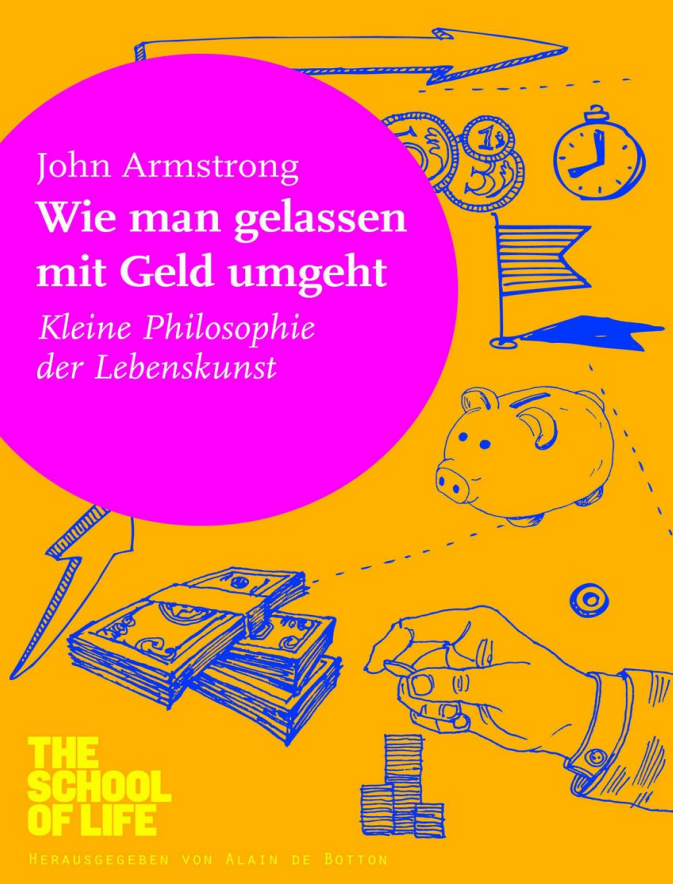




John Armstrong

Wie man gelassen mit Geld umgeht

*Kleine Philosophie
der Lebenskunst*

**THE
SCHOOL
OF LIFE**

HERAUSGEGEBEN VON ALAIN DE BOTTON

John Armstrong

Wie man gelassen mit Geld umgeht

Kleine Philosophie
der Lebenskunst

Herausgegeben von Alain de Botton und der SCHOOL OF LIFE

Aus dem Englischen von
Richard Barth

KAILASH



Die britische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »How to Worry Less about Money« bei Macmillan, einem Imprint von Pan Macmillan, London.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe

Kailash Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2012 The School of Life

Lektorat: Rasha Khayat

Umschlaggestaltung: WEISS WERKSTATT MÜNCHEN unter Verwendung verschiedener
Motive von © shutterstock

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

ISBN 978-3-641-08836-1

www.kailash-verlag.de

I Einleitung

In diesem Buch geht es nicht um Geldprobleme, sondern um Geldsorgen. Das ist ein großer Unterschied.

Akute Geldprobleme erfordern eine sofortige Reaktion. Ich weiß nicht, wo ich das Geld für die Autoversicherung auftreiben soll. Meine Kreditkartenrechnungen sind wie ein Mühlstein um meinen Hals: Sie ziehen mich immer tiefer in den Schuldensumpf. Mein vierzehnjähriger Sohn tut sich in der Schule unheimlich schwer. Ich wünschte, ich könnte ihn auf eine Privatschule schicken. Aber das kann ich mir nicht leisten.

Bei Geldproblemen wie diesen gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder Sie bessern Ihre finanzielle Lage auf, indem Sie Ihre Schulden begleichen, mehr verdienen oder Ihre Ausgaben reduzieren – oder Sie verzichten auf etwas anderes.

Geldsorgen dagegen sagen oft mehr über uns selbst aus als über die Realität.

Diese Sorgen haben weniger mit dem Saldo Ihres Bankkontos zu tun als mit der Frage, was sich in Ihrem Kopf abspielt. Sie richten sich teils auf die Vergangenheit, teils auf die Zukunft: Ich fürchte, dass ich vor fünfzehn Jahren eine große finanzielle Fehlentscheidung getroffen habe. Ich habe Angst, meine Kinder könnten nicht genug Geld haben, wenn sie erwachsen sind. Sorgen haben nicht nur mit dem Hier und Jetzt zu tun, sondern viel mit unserer Einbildung und mit unseren Gefühlen.

Geldsorgen sollte man daher ganz anders angehen als Geldprobleme. Wenn wir uns mit unseren Sorgen auseinandersetzen wollen, müssen wir auf unsere (ideologisch geprägten) Denkmuster achten, auf unser (kulturell geprägtes) Wertesystem, und darauf, wie diese sich in unserem eigenen, individuellen Dasein manifestieren.

Ratgeber zum Thema Geld behandeln in aller Regel hauptsächlich die Frage: Wie komme ich zu mehr Geld? Bei den Ratschlägen handelt es sich um Ideen und Anregungen, wie man den eigenen Reichtum mehren kann: Investieren Sie in Immobilien; suchen Sie sich einen besser bezahlten Job; heiraten Sie einen reichen Partner. Die zugrunde liegende Annahme lautet, dass wir bereits wissen, wie viel wir brauchen (»Mehr! Mehr!«) und wozu (»Was soll die Frage?«). Doch eigentlich

sollte man sich die Frage »Wie komme ich zu mehr Geld?« erst stellen, nachdem man sich ein paar Gedanken darüber gemacht hat, wie viel Geld man braucht und wofür man es ausgeben will.

Die zweite Kategorie von Ratschlägen in Sachen Geld geht von der Frage aus: Wie komme ich mit weniger Geld aus? Ideen zum Geldsparen gibt es viele: Schneiden Sie Ihre Kreditkarte in tausend Stücke; zwingen Sie sich, jede einzelne Ausgabe zu dokumentieren; drehen Sie die Heizung runter, und tragen Sie zu Hause einen Pullover mehr; sammeln Sie Coupons für Rabattaktionen. Das sind natürlich alles durchaus sinnvolle Strategien. Aber dabei wird davon ausgegangen, dass Sie sich bereits die richtigen Ziele gesetzt haben und diese nun auf möglichst günstigem Weg erreichen wollen. Die entscheidende Frage bleibt außer Acht: Wofür brauche ich eigentlich Geld? Oder, anders ausgedrückt: Worin besteht der Zusammenhang zwischen Geld und einem guten Leben?

Mit anderen Worten: Unsere Ratgeberkultur ist nicht auf Geldsorgen ausgerichtet, sondern auf Geldprobleme. Das ist deswegen problematisch, weil das Thema Geld in unserem Leben einen so breiten Raum einnimmt. Unser Verhältnis zu Geld begleitet uns ein Leben lang, es beeinflusst unser Selbstbild, es prägt unsere Haltung gegenüber anderen, es eint oder spaltet Generationen. Geld ist der Schauplatz, auf dem wir uns als gierig oder großzügig erweisen, auf dem wir von unserer Klugheit Gebrauch machen oder Dummheiten begehen. Freiheit, Verlangen, Macht, Status, Arbeit, Besitz: Bei all diesen zentralen Konzepten, die unser Leben bestimmen, geht es fast immer auch um Geld.

Die Bildungstheorie macht einen großen Unterschied zwischen Wissensvermittlung und Bildung. Durch die Aneignung von Wissen lernt ein Mensch, bestimmte Aufgaben effizienter und zuverlässiger zu erledigen. Bildung dagegen bereichert uns und erweitert unseren Horizont. Um Menschen Wissen zu vermitteln, benötigt man keinerlei Informationen darüber, wer sie eigentlich sind, was ihnen am Herzen liegt und aus welchem Grund. Bildung zielt hingegen stets auf den ganzen Menschen. Der Umgang mit Geld ist etwas, was traditionell eher als eine Frage der Wissensaneignung betrachtet wird, weniger als eine

Frage der Bildung im weiteren und ganzheitlicheren Sinn.

In letzter Konsequenz ist unser Verhältnis zu Geld von unseren grundlegendsten und zugleich schwammigsten Vorstellungen vom »Leben, dem Universum und dem ganzen Rest« geprägt – von unserer Vorstellung davon, was es heißt, ein Mensch zu sein. Und das bedeutet, dass unsere Einstellung zu Geld von Gedanken beeinflusst oder beeinträchtigt werden kann, die auf den ersten Blick gar nichts mit Geld zu tun haben.

Für Karl Marx war Geld zum Beispiel Teil eines zutiefst ungerechten Systems. Seiner Ansicht nach schadet es Erfolgreichen und Erfolglosen gleichermaßen. Der einzig denkbare Ausweg bestand für ihn darin, das System als Ganzes zu verwerfen, die Fließbänder anzuhalten und eine Revolution ins Rollen zu bringen. Aus dieser Perspektive betrachtet ist Geld etwas, das der Welt von außen aufgedrückt worden ist.

Die Verfechter des freien Marktes von der Chicagooer Schule argumentierten dagegen, Geld sei im Grunde ein neutrales Tauschmittel, das Menschen ermögliche, rational miteinander zu interagieren und so ihren Nutzen zu maximieren. Von dieser Warte aus gesehen ist Geld etwas völlig Harmloses. Sämtliche Probleme, die wir mit Geld in Verbindung bringen, sind in Wirklichkeit eine Folge mangelnder Rationalität. Jeder ist seines Glückes Schmied.

Das sind große Gedankengebäude, und vermutlich laufen nur wenige Menschen mit einem detaillierten und ausgefeilten Geldmodell im Kopf herum. Aber irgendeine Idee haben wir alle im Kopf – mag sie auch vager, poetischer, banaler sein. Unser Umgang mit Geld ist davon bestimmt, welche Vorstellungen wir vom Leben und von der Welt haben. Es geht nicht darum, die Theorien von Marx oder den Verfechtern des freien Marktes schlicht zu übernehmen oder zurückzuweisen. Vielmehr können ihre Ansichten der Anstoß zu der Frage sein: Was ist eigentlich meine Geldtheorie? Damit sind wir bei einem zentralen Thema dieses Buches: Es soll Ihnen dabei helfen, Ihre eigenen Vorstellungen zu entwickeln, was Geld für Sie bedeutet und welche Rolle es in Ihrem Leben spielt.

II Über Geld nachdenken

1 Worum geht es bei Geldsorgen wirklich?

Geldsorgen lassen sich grob in vier Kategorien einteilen:

1. Ohne Geld wird mein Leben beschwerlich und mühsam sein. Ich muss mich schämen, weil ich nicht genug Geld habe, um mich gegen Unvorhergesehenes zu wappnen. Ich werde einen niedrigen Status haben.
2. Ich werde einen erheblichen Teil meiner Lebenszeit damit verbringen, genug Geld zu verdienen, um mich über Wasser zu halten. Diese Zeit ist zwar nicht verschwendet, aber dadurch bleibt mir sehr viel weniger Zeit, als mir lieb ist, um mich selbst zu verwirklichen und lohnende Dinge in Angriff zu nehmen. Ich muss mir unablässig Gedanken über Kreditkarten und die Rückzahlung von Schulden machen – anstatt mich mit Wichtigerem zu beschäftigen. Außerdem ist Geld eine extrem unsichere Angelegenheit. Man spart und spart, und dann kommt es zu Turbulenzen auf den Märkten und von heute auf morgen ist alles weg.
3. Viele wunderbare Dinge, die ich mir wünsche, werden mir ewig versagt bleiben. Ich werde niemals ein schönes Haus besitzen, ein elegantes Auto fahren, meine Traumreise machen und die wohlige Wärme und Leichtigkeit erleben, die in meiner Vorstellung mit finanzieller Sicherheit einhergehen. Und das macht mich wütend auf mich selbst und auf die Welt. Ich habe Angst, dass ich im Leben scheitern werde und dass dieses Scheitern mit meiner Unfähigkeit zu tun hat, besser mit Geld umzugehen.
4. Geld ist wie ein Virus. Um des Geldes willen tun Menschen schreckliche Dinge. Geld scheint einer Logik zu folgen, die sich weder um Leistung noch Gerechtigkeit schert. Es gibt anscheinend so etwas wie ein Schicksal, das ohne

nachvollziehbaren Grund dafür sorgt, dass der eine als Bettler auf der Straße landet, während der andere dicke Gewinne an der Börse macht. Gegenüber diesem System fühle ich mich ohnmächtig – weder ich noch irgendjemand sonst kann etwas daran ändern.

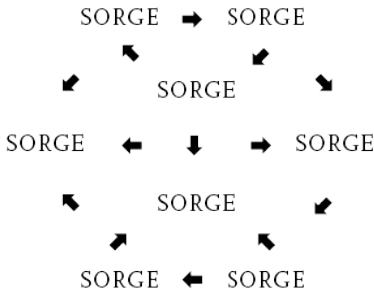
Bevor wir etwas gegen unsere Sorgen unternehmen können, müssen wir sie zunächst verstehen. Woher kommen diese diffusen Sorgen? Was steckt dahinter? Wovor haben wir eigentlich Angst? Wenn es uns gelingt, unsere Sorgen in konkrete Fragen zu fassen, bringt uns das einen wichtigen Schritt weiter. Voraussetzung ist allerdings, dass wir die richtigen Fragen stellen.

Von Geldsorgen werden wir geplagt, weil wir keine zufriedenstellenden Antworten auf die ihnen zugrundeliegenden Fragen haben:

1. Wofür brauche ich Geld? Anders ausgedrückt: Was ist mir wichtig?
2. Wie viel Geld brauche ich tatsächlich?
3. Wie kann ich mir dieses Geld am leichtesten verschaffen?
4. Welche wirtschaftlichen Verpflichtungen habe ich gegenüber anderen?

Diese Fragen zielen unmittelbar auf die Sorgen ab, die unser Ausgangspunkt waren. Es sind keine leichten Fragen, aber es gibt konkrete Antworten darauf.

Von Natur aus neigen wir dazu, von einer Sorge zur nächsten zu stolpern. Wir wechseln sozusagen das Thema, drehen uns dabei jedoch im Kreis.



(© Joana Niemeyer 2011.)

Ein erstrebenswerteres Ziel hingegen ist, Sorgen nicht aus dem Weg zu gehen, sondern sie in echte Fragen umzuwandeln:

SORGEN → FRAGEN → ANTWORTEN

(© Joana Niemeyer 2011.)

Vielleicht finden Sie es ein wenig pedantisch, dass ich das so stark betone. Aber es ist ein enorm wichtiges Prinzip. Solange wir uns nicht klarmachen, dass unsere Geldsorgen auf einer Reihe grundlegender Fragen beruhen, werden wir niemals einen Schritt weiterkommen. Diese grundlegenden Fragen betreffen unsere Werte, unseren Lebensstil und

unser Weltbild. Die Sorgen, die wir mit Geld verbinden, haben ebenso viel mit Psychologie zu tun wie mit Ökonomie – mit unserem Charakter ebenso wie mit unserem Kontostand.

Unsere erste Aufgabe besteht also darin, uns unsere Sorgen bewusst zu machen und sie jeweils auf eine zugrundeliegende Frage zurückzuführen. Gut möglich, dass Ihnen Ihre Sorgen auf den ersten Blick ziemlich diffus erscheinen. Ich weiß ganz oft selbst nicht so genau, worüber ich mir eigentlich Sorgen mache. Aber das bedeutet nicht, dass mein Kummer keine Ursache hätte. Ich bin mir über diese Ursache nur nicht so ganz im Klaren.

Zum Beispiel mache ich mir ziemlich häufig Sorgen über Geld, wenn ich mir mein Auto anschau. In den zehn Jahren, die ich es nun besitze, haben sich eine ganze Menge kleiner Macken und Kratzer angesammelt. Es gibt ein seltsames Quietschen von sich, die Scheibenwischer stottern über die Windschutzscheibe, und die Plastikverkleidungen zum Schutz der Radkästen haben sich schon vor geraumer Zeit verabschiedet. Auf einer Seite hat es eine Delle, weil ich beim Rückwärts-Einparken in einer Tiefgarage einmal nicht aufgepasst habe. Aber es fährt, und es bringt mich zuverlässig von A nach B. Und ein neues kann ich mir nicht leisten.

Aber irgendein Teil meines Gehirns sagt mir, dass dies nicht das Auto ist, das ich verdiene. Eigentlich hätte ich viel lieber einen aufregenderen, schnittigeren oder einfach nur exklusiveren Wagen. Sooft ich auf dem Parkplatz meines Tennisclubs parke, bin ich erleichtert, wenn noch ein paar andere gewöhnliche Autos herumstehen, und (wie ich leider zugeben muss) verärgert über den Anblick eleganterer Wagen.



Wenn ich mir mein Auto anschau, mache ich mir Sorgen über Geld. Aber was ist der Grund dafür?

(Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Julian Scheffer.)

Der Grund für meine Sorgen ist die Befürchtung, dass ich niemals ein schöneres Auto besitzen werde. Ich werde mir niemals einen fahrbaren Untersatz leisten können, mit dem ich wirklich zufrieden bin.

Bei näherer Betrachtung hat diese Angst ziemlich wenig mit meinem Auto zu tun, sondern ziemlich viel mit meiner Phantasie und meiner Beziehung zu meinen Mitmenschen. Was genau ist es also, worüber ich mich Sorge? Wenn ich genauer darüber nachdenke, dann macht mir Sorgen, dass ich nicht ordentlich auf meine Sachen achtgebe. Hätte ich mich besser um mein Auto gekümmert, könnte es noch immer gut in Schuss sein. Und ich müsste mir keine Sorgen machen, weil es zehn Jahre alt und ein absoluter Durchschnittswagen ist. Wenn ich mein Auto anschau, dann sehe ich (wie mir jetzt klar wird) das Ergebnis einer

gewissen Faulheit – aus der heraus ich kleine Reparaturen ewig vor mir herschiebe, nie die Rückbank aufräume usw. Meine Sorge gilt eigentlich meinem Charakter. Und der Kauf eines neuen Wagens – der mein Budget schwer belasten würde – hätte keineswegs zur Folge, dass ich besser auf mein Auto aufpassen würde. Ich glaube, was die Aussicht auf ein neues Auto so verlockend macht, ist die Idee des Neuanfangs: Beim nächsten Mal, verspreche ich mir insgeheim, werde ich gut auf meinen Wagen achten. Aber das ist eine Selbsttäuschung. Wenn ich das bisher nicht geschafft habe, warum sollte es mir dann jetzt plötzlich gelingen?

Dass der »Gegenstand« einer Sorge in vielen Fällen alles andere als eindeutig ist, ist ein ganz entscheidender Punkt. Denn daraus folgt wie gesagt, dass die eigentliche Aufgabe darin liegt, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen, sondern erst einmal nachzudenken.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: Jedes Mal, wenn ich an ein ganz bestimmtes Grand Hotel in Venedig denke, erfasst mich eine innere Unruhe. Beim Gedanken an dieses unglaublich elegante, bezaubernde und sündhaft teure Hotel bin ich niedergeschlagen und frustriert. Mit Abscheu denke ich an mein schmales Konto. Ich werde es mir niemals leisten können, in diesem Hotel zu übernachten. Natürlich gibt es tausend Dinge, die ich mir nicht einmal im Traum leisten kann, und tausende Hotels der gehobenen Preislage. Warum löst gerade dieses eine Hotel so viele Gefühle aus bei mir?

Während ich darüber nachdenke, wird mir gerade zum ersten Mal bewusst, dass ich dieses Hotel mit historischen Persönlichkeiten assoziiere, die ich bewundere. Ich glaube, John Ruskin hat dort übernachtet, und soweit ich weiß auch der Schriftsteller Cyril Connolly und der Historiker Kenneth Clark. Mit diesem Hotel verbinde ich die Hoffnung: Du kannst so sein wie sie. Wobei dieser Gedanke bei Licht betrachtet natürlich albern ist. Durch eine Übernachtung im selben Hotel würde ich meinen Vorbildern kein bisschen ähnlicher werden, zumindest nicht in den Punkten, auf die es ankommt. Damit liegt der Schluss nahe, dass es bei meinen Ängsten im Grunde genommen gar nicht um Geld geht. Meine wahre Sorge ist, dass ich im Vergleich zu diesen von mir bewunderten Menschen nicht zielstrebig und mutig

genug bin. Es ist lohnenswert, sich mit diesen Ängsten auseinanderzusetzen. Aber ein Luxushotel wird dabei keine große Hilfe sein.

Eine weitere Geldsorge, die mich umtreibt, lautet: Was, wenn meine Kinder später nicht genug Geld verdienen? Ich überlege mir, wie ich schon jetzt etwas ansparen könnte, damit sie abgesichert sind. Wenn ich jede Woche einen kleinen Geldbetrag zurücklege, wie viel wird dann in fünfzig Jahren dank Zins und Zinseszins daraus geworden sein? (Wobei das zugegeben etwas zu weit in der Zukunft liegt, als dass es eine große Hilfe wäre.) Was mir eigentlich Sorgen macht, denke ich mir jetzt, sind ihre innere Unabhängigkeit und die völlige Ungewissheit der Zukunft. Vielleicht werden ihnen Dinge, die mir wichtig sind, ganz egal sein. Ich muss der Tatsache ins Auge blicken, dass ich mir meine Kinder schlicht und einfach nicht als Erwachsene vorstellen kann. Wie soll das kleine Mädchen, das heute im Sandkasten spielt, einmal einen halbwegs gut bezahlten Job finden? Es handelt sich also um eine existenzielle Angst: Meine Kinder werden irgendwann erwachsen sein und das Leben nach eigenen Maßstäben beurteilen. Sie werden sich von mir abnabeln. Oftmals wissen wir einfach nicht so genau, wo das eigentliche Problem liegt. In den hier beschriebenen Fällen drehen sich meine Sorgen eindeutig nur zum Teil um Geld. In Wirklichkeit sind sie Ausdruck anderer Sorgen: der Angst, zurückgewiesen zu werden, der Sorge um die Zukunft meiner Kinder, der Frage nach meinem Umgang mit der uneingestanden Hoffung auf Erfüllung und Erfolg, der Befürchtung, mein Leben könnte zerfasern. Das sind zugegebenermaßen sehr vage Ausgangspunkte. Es ist verlockend, solche Sorgen einfach beiseitezuschieben, weil sie so diffus sind. Doch gerade aus diesem Grund sollten wir ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken.

2 Eine gesunde Beziehung zu Geld

Eine gesunde Beziehung zeichnet sich dadurch aus, dass man im Lauf der Zeit immer besser zuordnen kann, wer wofür verantwortlich ist. Wenn etwas schief läuft, weiß man, welcher Teil der Schuld bei einem selber liegt und wie viel auf das Konto des anderen geht. Und dasselbe gilt, wenn es gut läuft: Man weiß, dass es zum Teil das eigene Verdienst ist, teilweise aber auch auf den Partner zurückgeht.

Dieses Modell lässt sich auch auf Geld übertragen. Ob es finanziell gut oder schlecht läuft, hängt teilweise von Ihrem Beitrag ab, zum Teil aber auch von dem des Geldes. Was Geld beisteuert, ist ein gewisses Maß an Kaufkraft.

Zu den Dingen, die Sie in diese Beziehung einbringen, gehören Phantasie, Werte, Gefühle, Haltungen, Ziele, Ängste und Erinnerungen. Es geht in dieser Beziehung also um sehr viel mehr als die rein ökonomischen Tatsachen, wie viel Sie verdienen und wie viel Sie ausgeben.

Betrachtet man die eigene Einstellung zu Geld als eine Beziehung, so wird schnell deutlich, dass es nicht den gewünschten Effekt haben wird, wenn man sich ausschließlich auf Fragen der zur Verfügung stehenden Geldmenge konzentriert. Mit anderen Worten: Es ist keine gute Idee, all Ihre Geldsorgen lösen zu wollen, indem Sie etwas an der Geldmenge verändern. Entscheidend ist, dass Sie für sich klären, welche Beziehung Sie zu Geld haben und welche Gefühle Sie mit Geld verbinden.



Sie sinnern über das Rätsel der Existenz nach – Geld spielt keine Rolle. Caspar David Friedrich, Mondaufgang am Meer, 1822.
(Mondaufgang am Meer, 1822, von Caspar David Friedrich (1774-1840), © Nationalgalerie, Berlin / The Bridgeman Art Library.)

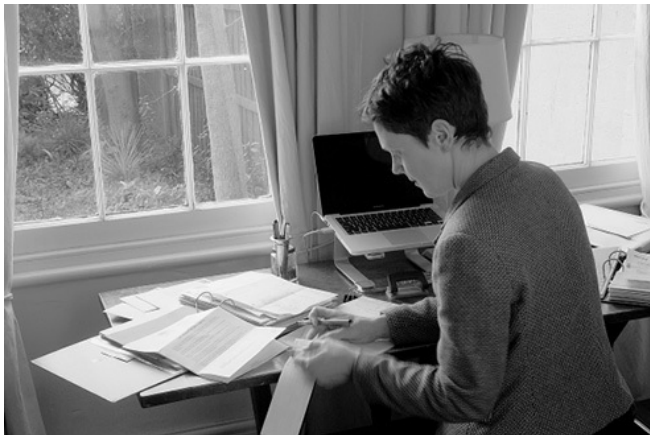
Zwischen den monetären Zwängen unserer Existenz und den Erwartungen, die wir an das Leben haben, kommt es immer wieder zu handfesten Konflikten. Es gibt Zeiten, in denen uns beides miteinander vereinbar erscheint – in denen Geld und Glück scheinbar Hand in Hand gehen. Zu anderen Zeiten wird uns der Gegensatz schmerzlich vor Augen geführt. Just zu dem Zeitpunkt, da der Jahresbeitrag für die Hausratversicherung fällig ist, flattert mir eine saftige Stromrechnung ins Haus. Wenn ich mich dann auch noch einer kostspieligen

Zahnbehandlung unterziehen muss, stoße ich an meine finanziellen Grenzen. Und so ist es irgendwie immer. Werde ich es niemals schaffen, meine Schwester in Amerika zu besuchen? Werden wir uns nie die neue Küche leisten können, die unseren Familienalltag so sehr bereichern würde?

Es ist wichtig, sich klarzumachen, welch großen Raum das Thema Geld in unserem persönlichen Leben und in unserer Gesellschaft einnimmt. Unser Ringen mit unseren Geldsorgen weist interessante Parallelen zu großen moralischen Dramen der Geschichte auf – Dramen, die in unserer Kultur in der Regel einen höheren Stellenwert haben als die Widersprüche des Alltags. Denken Sie beispielsweise an das Aufeinanderprallen von Glaube und Vernunft oder den potentiellen Gegensatz von individuellen Bedürfnissen und den Ansprüchen des Staates.

In Sophokles' Drama »Antigone« kommt es zu einem elementaren Konflikt zwischen dem Privatleben und der Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft. Die Hauptfigur Antigone stellt ihre Loyalität gegenüber ihrem Bruder – einem Verräter – über ihre Loyalität gegenüber ihrer Heimatstadt. Ist es richtig, so zu handeln, obwohl die Stadt von einem mächtigen Feind bedroht ist?

Das Stück ist deshalb auch große Literatur, weil uns als Zuschauern beide Positionen gerechtfertigt und einleuchtend erscheinen. Die Wichtigkeit und Berechtigung beider Ansprüche wird uns deutlich vor Augen geführt, und so stehen wir vor einem tragischen Konflikt.



Sie denkt über das Rätsel der Existenz nach – Geld spielt dabei eine wichtige, ja überwältigende Rolle.

(Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Julian Scheffer.)

Auch die Ansprüche, die das Geld und das Leben an uns stellen, scheinen bisweilen in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Vielleicht sind Sie (wie ich) in einfachen Verhältnissen aufgewachsen und wünschen sich sehnlich, genug Geld zu verdienen, dass Sie der Armut entfliehen können. Doch das kann sich so anfühlen, als würden Sie Ihre Wurzeln kappen. Vielleicht haben Sie auch das Gefühl, dass Sie in unserer Leistungsgesellschaft nur überleben können, wenn Sie Ihre Seele verkaufen und sich niemals Zeit für all das nehmen, worauf Sie sich eigentlich gerne konzentrieren würden, sei es Ihre Familie oder Ihre Kreativität, sei es der Wunsch, die Welt zu verändern oder einfach nur Ihren Garten zu hegen.

Wir müssen versuchen, beides in Einklang zu bringen, indem wir uns

fragen, wie diese gegensätzlichen Ansprüche zueinander in Beziehung stehen und wie wir sie miteinander vereinen können. Nur dann kann es eine versöhnliche Lösung des Konfliktes geben. Wir werden dem Stück nicht gerecht, wenn wir uns einfach auf die Seite der Antigone schlagen. Genauso wenig werden wir dem Thema Geld gerecht, wenn wir einfach sagen, Geld sei etwas Schreckliches. Ja, Geld kann etwas Furchtbares sein, es kann aber auch etwas sehr Fruchtbares sein.

In seiner »Antigone« zeigte Sophokles seinen Zeitgenossen, wie tiefgründig und komplex manche Konflikte sind. Die Spannungen, Unklarheiten und Ungereimtheiten in unserer Einstellung zu Geld sind zentrale Themen unseres Lebens, keine Nebenschauplätze. Die Ursachen von Enttäuschungen ergründen, schwierige Entscheidungen über unsere Prioritäten treffen, selbständig werden, sich durch schwierige Phasen kämpfen, sich mit Blick auf den langfristigen Nutzen kurzfristige Freuden versagen: All das sind nicht nur lästige Umwege, die wir um des Geldes willen nun mal machen müssen, sondern wichtige Aspekte eines mündigen Lebens.

Ängste sind unvermeidbar. Über ein Thema, das in unserem Leben eine derart wichtige Rolle spielt, sollten wir uns Sorgen machen. Das Ziel besteht nicht darin, sämtlichen sorgenvollen oder ernüchternden Gedanken zum Thema Geld aus dem Weg zu gehen. (Auch wenn einer meiner Geschäftsfreunde sagt, dass er sich genau das wünscht: »Ich möchte mir nie wieder Gedanken über Geld machen müssen. Ein paar Millionen noch, dann hab ich es geschafft.«)

Wir sollten uns vor den schmerzhaften, unbestimmten und schwierigen Aspekten unserer individuellen und kollektiven Einstellung zum Thema Reichtum und Armut nicht drücken. Sich Sorgen zu machen ist ein anderer Ausdruck dafür, seinen Grips anzustrengen. Im Idealfall sollte man daher danach streben, sich überlegter und gezielter Sorgen zu machen. Das Ziel eines mündigen Lebens besteht sozusagen darin, sich die richtigen Sorgen zu machen. Sorgen machen wir uns über Dinge, die uns am Herzen liegen und die uns wichtig sind. Damit stellt sich die Frage: Wie wichtig sollte man das Thema Geld nehmen? In welcher Hinsicht sollte man Geld ernst nehmen? Und warum sollte man

es ernst nehmen? Sollte man vor Geld Angst haben? Selbsterkenntnis, Geschick und Mut – die wahren Gegenmittel gegen Angst – lassen die Gefahr nicht verschwinden. Aber sie versetzen uns in die Lage, trotz aller Gefahren ein erfüllteres Leben zu führen.

Mutige Menschen sind für Gefahren keineswegs blind. Sie sind sich der Risiken sehr wohl bewusst, aber sie lassen sich von ihnen nicht lähmen oder einschüchtern, sondern blicken ihnen entschlossen und selbstbewusst ins Auge.

Jeder Einzelne von uns hat die Chance, etwas an den Voraussetzungen zu ändern, die wir in unsere Beziehung zu Geld einbringen. Das Ziel ist dabei keineswegs ein möglichst gleichgültiger Umgang mit, sondern eine kluge Einstellung zu Geld. Darum geht es in diesem Buch – wie wir unsere Phantasie, unsere Selbsterkenntnis, unsere emotionale Reife und unsere Vorstellungen von einem lebenswerten Leben und einer humanen Gesellschaft in unsere Beziehung zu Geld einbringen können.

III Die verborgene Bedeutung des Geldes

1 Wenn Geld für etwas anderes steht

Seelischer Ballast, komplexe und fixe Ideen können in jeder Art von Beziehung Probleme verursachen. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sie auch in unserer Beziehung zu Geld Schwierigkeiten auslösen. Zumal uns häufig gar nicht bewusst ist, wofür Geld in unserem inneren Wertesystem eigentlich steht. Geld kann zum Beispiel für Status, Sicherheit, Erfolg, Rache, Erlösung, moralische Überlegenheit oder Schuld stehen (und diese Liste ließe sich noch ewig fortsetzen). All das sind wichtige Themen in unserem Leben, die aufs Engste mit unserer Einstellung zu Geld verflochten sind – und zwar nicht selten in unglückseliger Weise.

Damit Sie aus nächster Nähe erkennen können, wie diese Verflechtungen sich auswirken, will ich Ihnen die Beispiele einiger meiner Bekannter näherbringen.

Eddie

Seit Jahren spricht Eddie davon, wie gut es für seine Ehe wäre, wenn seine Frau und er ein bisschen mehr Geld hätten. Wenn sie es sich leisten könnten, einmal in der Woche essen zu gehen und einen Babysitter zu beschäftigen, so seine Überzeugung, dann würden sie gute Gespräche führen und sich wieder mehr füreinander interessieren. Und sie würden großartigen Sex haben. Mittlerweile verdienen sie genug, dass sie sich den einen oder anderen »freien« Abend leisten könnten. Aber sie tun es nicht.

Das Problem war und ist nicht nur das Geld – auch wenn Eddie nach wie vor darauf beharrt. Vor kurzem meinte er, wenn sie doch nur in ein größeres und sehr viel teureres Haus umziehen könnten, dann würden sie sich gegenseitig wieder attraktiver finden. Sie würden gemeinsame Abende in schicken Restaurants genießen, und endlich würde es zwischen ihnen wieder prickeln.

Für Eddie hat Geld eine geheime Bedeutung: Es ist ein Allheilmittel

gegen Beziehungsprobleme. In seiner Vorstellungswelt ist Geld so eine Art Aphrodisiakum. Der Grund für diese irrtümliche Gleichsetzung ist eine ganz konkrete Erfahrung, die Eddie in seiner Kindheit gemacht hat. Als Kind hasste er es, wenn seine Eltern essen gingen. Der Gedanke, dass er mit dem Babysitter allein zu Hause bleiben muss, während sich seine Eltern ohne ihn vergnügten, machte ihn ganz hysterisch. Einmal, als seine Mutter sich schick angezogen hatte, um auszugehen, spuckte er ihr sogar auf die Schuhe. Außerdem war für ihn als Kind »schick angezogen, um auszugehen« gleichbedeutend mit »viel Geld«. Die Gleichung hat sich tief in seine Phantasie eingegraben: Geld = Erwachsene, die unheimlich viel Spaß miteinander haben. Wenn er daher heute das Gefühl hat, dass seine Ehe nicht aufregend genug ist, dann kann die Lösung für ihn nur mehr Geld lauten.

Doch damit erwartet er von Geld etwas völlig Unmögliches. Eddie möchte mit Geld seine Beziehungsprobleme lösen. Aber das ist ihm nicht bewusst. Es stimmt ja, dass Beziehungsprobleme ziemlich oft auf Geldmangel zurückzuführen sind. Wenn einem Paar die Schulden über den Kopf wachsen, löst das Stress aus (tatsächlich scheiterte die Ehe von Eddies Eltern an ihren Schulden). Beide Partner werden nervös und reizbar. Sie streiten sich. Mehr Geld würde ihrer Beziehung guttun, sagen sie sich, weil das Problem im Grunde ein Geldproblem ist.

Der Gedanke, dass Geld die Spannungen in einer Beziehung verringern helfen kann, ist uns bestens vertraut. Aber darum geht es in Eddies Fall gar nicht. Er hat in erster Linie ein Beziehungsproblem, aber er erlebt es als ein Geldproblem.

James

Im Lauf der letzten dreißig Jahre hat James durch Immobilienhandel und andere Geschäfte ein ansehnliches Vermögen angehäuft. Er gehört zu den eintausend reichsten Menschen Großbritanniens. Und er hat unglaubliche Angst vor einem Absturz in die Armut.

Tatsächlich ist sein Vermögen ziemlich sicher angelegt. Er besitzt Grundstücke, Häuser, Autos, Pferde und Antiquitäten. Er verfügt über

ein breites Wertpapierdepot. Für seine Familie hat er Geld in verschiedenen Fonds angelegt. Er hat zahlreiche Versicherungen abgeschlossen. Aus den von ihm gegründeten Firmen hat er sich weitgehend zurückgezogen, so dass er auch dort keinerlei Risiko mehr trägt. Seine Angst ist irrational. Aber das ändert natürlich nichts an ihrer emotionalen Durchschlagskraft.

James glaubt nämlich, dass er Geldprobleme hat. Er ist ernsthaft davon überzeugt, dass er nicht vermögend genug ist. Beim Blick auf seine Depotauszüge erfasst ihn eine große innere Unruhe. Er braucht dringend mehr Geld.

Die wahre Antwort auf seine Sorgen kann unmöglich ökonomischer Natur sein. Wenn ihm ein kleines Schloss in Schottland, ein Landsitz im Lake District, ein Haus im Zentrum von Edinburgh und all seine Aktien, Versicherungspolice und Fonds kein Gefühl der Sicherheit vermitteln können, dann – so darf man mit Fug und Recht annehmen – wird nichts Materielles ihn jemals beruhigen. Seine Sorgen sind in Wirklichkeit gar nicht wirtschaftlicher Natur. Es kommt ihm nur so vor.

Um seine Sorgen wirklich zu besänftigen, wird er eine andere, aussichtsreichere Strategie verfolgen müssen. Vielleicht könnte ihm die Beschäftigung mit Kunst oder mit einer Religion weiterhelfen, oder eine neue Einstellung zu seiner Familie. Da James jedoch davon überzeugt ist, dass es bei seinen Sorgen um Geld geht, kommt er gar nicht auf den Gedanken, seinen unruhigen Geist jenen anderen Dingen zuzuwenden.

In der Vorstellungswelt von James gleicht Geld einer unzuverlässigen Mutter – bei der man jederzeit damit rechnen musste, dass sie ihr Kind plötzlich verlässt. Solange er dieses Gefühl hat, wird er seine Ängste mit Geld niemals überwinden können. Und deshalb werden seine Sorgen niemals kleiner, egal, wie viel Geld er auch anhäuft.

Mit anderen Worten – James sitzt in der Klemme. Die eine Hälfte seines Gehirns behauptet steif und fest, dass Geld ihm ein Gefühl der Sicherheit geben wird, während die andere Hälfte daran festhält, dass Geld unzuverlässig ist. Da mag er so viel Geld horten, wie er will – seine Ängste werden dadurch nicht geringer.

Um eine bessere Beziehung zu Geld aufzubauen, wird James daher etwas tun müssen, was auf den ersten Blick mit seiner ökonomischen

Situation gar nichts zu tun hat. Er wird seinen inneren Dämonen ins Auge blicken müssen, die der eigentliche Grund seiner Angst sind.

Petra

Soweit sie zurückdenken kann, hat Petra sich in ständiger Rivalität zu ihrer Cousine Simone befunden. Obwohl die beiden in den letzten fünf Jahren kaum miteinander gesprochen haben, legt Petra bei der Beurteilung ihres Lebens insgeheim den Vergleich zu Simone an. Wenn sie von gemeinsamen Bekannten über den kontinuierlichen beruflichen Aufstieg Simones hört, ist Petra innerlich aufgewühlt. Zum Teil liegt das daran, dass Petra jahrelang besser verdient hat als ihre Cousine. Als Simone beschloss, doch noch Jura zu studieren, war Petra die Wohlhabendere von beiden. Sie hatte die größere Wohnung und konnte sich teurere Urlaubsreisen leisten. Tief in ihrem Inneren kam Petra in jener Zeit zu der Überzeugung, ihr größerer Reichtum sei der Beweis dafür, dass sie Simone auch in anderer Hinsicht überlegen, dass sie intelligenter, freundlicher und sympathischer sei. Sie habe den besseren Sinn für die Realität und verdiene es, ein besseres Leben zu führen.

Ihren Freunden ist Petras Einstellung zu Geld ein Rätsel. Sie hat eine gehobene Position im Staatsdienst, und ihr Gehalt beläuft sich auf das Dreifache des englischen Durchschnittseinkommens. Sie ist Single und hat einen zwanzigjährigen Sohn. Trotzdem erfüllt sie der Gedanke an ihr Leben oft mit Abscheu. Sie hasst ihre Wohnung (obwohl ihre Freunde sie dafür bewundern, wie schön sie sie eingerichtet hat). Sie empfindet sich als Versagerin. Immerzu träumt sie davon, was sie tun würde, wenn sie nur mehr Geld hätte.

In Petras Vorstellungswelt ist Geld das Terrain, auf dem sie mit ihrer Cousine konkurriert. Wie viel Geld braucht sie? Insgeheim lautet die einzige Antwort auf diese Frage, die Petra ertragen kann: »Mehr als Simone.«

Angela

Wann immer Angela finanziell ein wenig Land sieht, ist diese Phase nur von kurzer Dauer.

Vor ein paar Jahren starb die Tante ihres Vaters und hinterließ ihr knapp 20 000 Pfund. Davon ist nichts übrig. Angela gönnte sich einen Urlaub in Italien, verlor einen Teil des Geldes an einen Anlagebetrüger, spendete zehn Prozent an ein Frauenhaus, fuhr eine Zeit lang ziemlich viel Taxi und versuchte es mit Psychotherapie, allerdings mit mäßigem Erfolg. Und sie kaufte einen wunderschönen Beistelltisch aus Walnussholz, der aus dem frühen 18. Jahrhundert stammt. Der passt zwar nicht zu dem Haus, das sie sich mit ihren Mitbewohnern teilt, aber der Tisch ist das Einzige, was ihr von der Erbschaft geblieben ist.

Immer wenn sie knapp bei Kasse ist, blickt sie voller Schuldgefühle darauf zurück, wie schnell das ganze Geld dahingeschmolzen ist. Warum hat sie es nicht einfach auf ihr Konto eingezahlt?

Ihr Arbeitsleben frustriert sie. Irgendwie findet sie einfach keinen Job, der ihr Spaß macht. In ihren Tagträumen arbeitet sie für eine faszinierende Beratungsfirma in Kopenhagen, von der sie gehört hat. Die Firma ist spezialisiert auf »Unternehmensphilosophie«, was in Angelas Ohren nach einer Kreuzung aus einer Unternehmensberatung und der »Factory« von Andy Warhol klingt. Aber sie glaubt nicht daran, dass sie bei so einer Firma jemals eine Chance hätte. Derzeit absolviert sie einen berufsbegleitenden Masterstudiengang für »Angewandte Ethik« – aber ehrlich gesagt läuft es nicht sonderlich gut. Sie hat einen Job, der ihr früher Spaß gemacht hat: Sie bringt Leuten bei, anderen Leuten Englisch beizubringen.

So seltsam sich das anhört: Angela hat Angst davor, genug Geld zu haben. Sie sagt, sie wolle mehr verdienen und mehr zurücklegen. Sie habe die Nase voll, immerzu verschuldet zu sein. Aber in ihrer Phantasie ist Geld etwas sehr Gefährliches. Sie ist 34; finanziell auf eigenen Füßen zu stehen ist für sie gleichbedeutend mit dem Ende ihrer Jugend und dem Beginn des – in ihrer Vorstellung – öden mittleren Lebensalters. Angela glaubt, Geldsorgen zu haben. Doch in Wahrheit verbergen sich dahinter überraschende Ursachen: ihre Einstellung zu sich und ihrem

Leben, ihre Vorstellungen vom Erwachsensein und Älterwerden, und ihre persönliche Theorie dazu, was es heißt, glücklich zu sein.

Stephen

Stephen betrachtet sich selbst als arm. Wenn er in Selbstgesprächen seine Sorgen durchkaut, bezeichnet er sich gerne als »brotlosen Künstler«. Er arbeitet in einem Buchladen. Sooft es seine Zeit erlaubt, widmet er sich dem Schreiben. Er versucht seit geraumer Zeit, einen Verleger für eine Sammlung mit Kurzgeschichten zu finden, bislang jedoch ohne Erfolg. Beim Schreiben arbeitet er unglaublich sorgfältig und mit Liebe zum Detail – er versucht mit höchster Genauigkeit, kleinste Gefühlsregungen festzuhalten, und experimentiert mit neuen, schwierigen Darstellungsformen. Wenn er sich die Bücher auf den Bestsellerlisten anschaut, ist er entsetzt. Es gibt so viel billigen, oberflächlichen Schund, mit dem Millionen verdient werden. Geld ist seiner Meinung nach der Feind von Wahrheit und Tiefgang. Jeden, der sich ihm in den Weg zu stellen wage, walze es unbarmherzig nieder. Es setze falsche Maßstäbe. Verlagen sei es einerlei, wie gut ein Text ist; sie interessiere lediglich, wie viel Gewinn sie damit machen könnten. Wenn er auf Partys erzählt, dass er Schriftsteller sei, wollen die Leute nur wissen, wie viele Bücher er schon verkauft habe. Seine Mietwohnung in einer heruntergekommenen Straße vergleicht er mit den großen, geschmacklosen Häusern in teureren Vierteln. Die Schaufenster sind voller vermeintlicher Luxuswaren, die nichts als Statussymbole sind, und Markenartikel, die den Menschen ihre Seele rauben. »Wir leben in Platons Höhle«, sagt Stephen. Die Leute seien alle auf Dinge fixiert, die gar nicht echt sind – auf Geld statt Wahrheit. Und wenn er ihnen das zu erklären versucht, dann hassen sie ihn natürlich dafür.

Karen

Im Lauf der letzten Jahre, seitdem ihre Kinder zur Schule gehen, hat

Karen eine zweite Karriere als Finanzberaterin begonnen. (Zuvor hatte sie als Sportlehrerin gearbeitet.) In ihrem Beruf kommt sie in engen Kontakt mit Menschen, die sehr viel mehr Geld besitzen als sie. Dadurch hat sie ein geschärftes Bewusstsein für den Zusammenhang zwischen Geld und Status entwickelt. Denn je mehr Geld ein Kunde hat, desto mehr Zeit und Aufmerksamkeit wird ihm in ihrer Firma natürlich gewidmet. Wenn sie in einem Hochglanzmagazin ein Foto sieht, das eine ihrer Kundinnen oder einen ihrer Kunden auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung oder einem Pferderennen zeigt, dann weiß sie Bescheid, was sich dahinter verbirgt. Sie kennt den Zusammenhang zwischen Reichtum und medialer Aufmerksamkeit. Sie weiß, wer mit wem befreundet ist und worin sich die einzelnen Gesellschaftsschichten unterscheiden. Sie sieht in der Regel auf einen Blick, ob jemand tatsächlich reich ist oder nur »aufstrebend« (was in ihrem persönlichen Wortschatz ein Schimpfwort ist). Irgendwie fasziniert es sie, reichen Menschen aus nächster Nähe zu begegnen. Allerdings ist sie dadurch auch ziemlich unnahbar geworden. Mit ihren alten, weniger wohlhabenden Freunden hat sie unbewusst immer weniger Geduld; sie ist zusehends von ihnen gelangweilt. Und sie ist fest entschlossen, sich selbst einen Platz in jener Welt zu erobern, die ihr als die eigentliche erscheint: der Welt der Reichen.

Der zunehmende innere Druck, den Karen in Bezug auf Geld empfindet, hat nichts damit zu tun, genug Geld zum Leben zu haben. Geld bedeutet für sie Status – also Liebe, Aufmerksamkeit, Respekt, Selbstbewusstsein und ein erfülltes Dasein. Anders ausgedrückt: Für Karen hat Geld eine fast schon religiöse Bedeutung. Es ist für sie an die Stelle dessen getreten, was man in früheren Zeitaltern als die »Gnade Gottes« bezeichnet hätte. Eine echte Lösung für ihre Probleme würde vermutlich so gar nicht nach einem Finanzplan aussehen, sondern eher nach einer moralischen Erneuerung.

Diese Porträts sind nur ein paar Beispiele dafür, dass Geld tief in unserem Inneren ganz oft für etwas anderes steht. Der einen dient es als Beweis für die eigene Tugend, für den anderen ist es die Wurzel allen Übels. Für die eine steht es für den Sieg über eine Rivalin, der anderen gilt es

als Königsweg zum Geliebtwerden. Für den einen ist es der Garant für sexuelle Befriedigung, für andere ein Gift, für wieder andere der Tod der Kindheit.

Geld spielt in so vielen Lebensbereichen eine Rolle, dass es ganz unvermeidlich mit unserem Seelenleben verflochten ist. Für einen Romancier mag das eine spannende Angelegenheit sein. Für alle, die auf der Suche nach dem guten Leben sind, ist das ein Problem.

Und zwar deshalb, weil ich mir nur selber im Wege stehe, wenn ich zum Beispiel zulasse, dass meine Beziehung zu meinen Eltern mein Sparverhalten beeinflusst, oder wenn ich in einer Rivalität aus Kindheitstagen einen späten Sieg erringen will, indem ich als Erwachsener mein Einkommen maximiere. Meine finanziellen Entscheidungen im Hier und Jetzt sollten nicht von Erlebnissen in der Vergangenheit beeinflusst werden.

Im Prinzip ist Geld einfach nur ein neutrales Tauschmittel. Für sich genommen hat es keinerlei Wert. Es dient lediglich als Maßstab für Schulden oder Guthaben. Aus psychologischer Perspektive dagegen steht Geld – wie wir gesehen haben – für viele verschiedene Dinge. Das eine Extrem bilden dabei Menschen, für die Geld eine Art Gott ist. Es ist zwar nicht so, dass sie sich explizit zu diesem Glauben bekennen würden. Vielmehr zeigt er sich in ihren Gedanken, ihren Gefühlen und ihrem Handeln. Das andere Extrem sind Menschen, die überzeugt sind, dass Geld etwas Schlechtes sei. Deshalb sehen sie sich genötigt, finanziellen Schiffbruch zu erleiden, und fühlen sich durch ihr Scheitern gewissermaßen bestätigt. Aber diese Bestätigung ist extrem teuer erkauf.

Geld übt eine seltsame Macht über uns aus und beeinflusst unser Verhalten oft auf sehr unglückselige Weise.

Wir neigen dazu, uns in Sachen Geld selbst zu belügen. Die verborgene Bedeutung des Geldes in unserer persönlichen Vorstellungswelt liefert uns ein starkes Motiv, die Wahrheit zu umgehen oder schönzureden – sprich: uns selbst in die Tasche zu lügen. Ökonomen erklären sich zu Wissenschaftlern, indem sie alles Persönliche ausklammern. Doch damit entgeht ihnen genau das, was wir am dringendsten verstehen müssen: die geheime Geschichte unserer ganz

individuellen Beziehung zu Geld.

Viele Menschen glauben, es stehe ihnen nicht an, etwas über Geld im Allgemeinen zu sagen. Ihre persönlichen Erfahrungen seien zu ungewöhnlich und zu individuell. Wie kann man authentisch über Geld sprechen und trotzdem etwas von allgemeiner Relevanz sagen? Wer bin ich denn, anderen etwas über den Umgang mit Geld zu erzählen?, fragt eine selbstkritische innere Stimme.

Daher ist es notwendig, dass wir uns von unseren Zweifeln und unserer inneren Verwirrung Stück für Stück frei machen, damit wir Geld von einem möglichst realistischen Standpunkt aus betrachten können. Wir sollten versuchen, unsere Einstellung zu Geld zu verändern und zu verbessern – zu unserem eigenen Wohl wie auch zu dem der Allgemeinheit. Zu diesem Zweck gilt es, unnötigen Ballast abzuwerfen. Aber wie?

2 Wie man sich frei macht

Hier kommt eine praktische Übung zur Selbsterkenntnis in vier Schritten. Es lohnt sich, Ihre eigenen Antworten tatsächlich (und so ehrlich wie möglich) aufzuschreiben.

Erster Schritt: Eingeständnis

Da die verborgene Bedeutung, die Geld in unserem Leben hat, schwer zu durchschauen ist, sind wir stets versucht, ihre Existenz zu leugnen oder zu ignorieren. Vielleicht ist Ihre instinktive Reaktion: »Sicher, andere Leute tragen in Sachen Geld allerhand Ballast mit sich herum – mir dagegen sind derlei Hemmnisse fremd.« Der erste Schritt besteht darin, dieser Versuchung zu widerstehen. Der Lernprozess beginnt mit dem Eingeständnis: »Gut möglich, dass ich in manchen Punkten ein seltsames Verhältnis zu Geld habe – ich weiß nur nicht genau, welche das sind.«

Zweiter Schritt: Assoziationen

Beginnen Sie mit einigen Worten oder Sätzen, die Sie mit Geld assoziieren. Um Ihnen für Ihre eigene Liste Mut zu machen, hier ein paar Einträge aus meiner Liste (die auf den ersten Blick zum Teil ziemlich seltsam anmuten dürften): mühsam, »Ich werde es niemals schaffen«, »Das gelobte Land«, geschmacklos, behaglich, »Du hast es gut«.

Beschreiben Sie dann konkreter, worum es geht. Was bedeuten diese Worte und Sätze für Sie? Schreiben Sie auf, was konkret Sie meinen. Hier das Ergebnis meiner Überlegungen:

1. mühsam: Ich wohne in einem ungünstig gelegenen Viertel (weil es sich dort billiger wohnt), habe daher einen langen Arbeitsweg, bin deshalb jeden Morgen hektisch, bin dadurch

schroff im Umgang mit Helen und den Kindern, habe deswegen Schuldgefühle, und das macht mich traurig. Reflexion: Um mich davor zu drücken, mein Zeitmanagement ordentlich in die Hand zu nehmen, berufe ich mich auf die Tatsache, dass meine finanzielle Lage suboptimal ist. Aber meine Sorgen sind übertrieben – ich sollte einfach früher aufstehen. Was allerdings voraussetzt, dass ich früher ins Bett gehe. Was voraussetzt, dass ich den DVD-Player ausschalte und nicht noch eine Folge meiner Lieblingsserie »The West Wing« anschau.

2. »Ich werde es niemals schaffen«: Das ist mein Fatalismus. Jedes Mal, wenn ich ein bisschen Geld habe, taucht plötzlich irgendeine saftige Rechnung auf, mit der ich nicht gerechnet hatte. Damit ist das Geld, das ich gespart zu haben glaubte, gleich wieder weg. Kaum werde ich ein wenig selbstgefällig, da erinnert mich Helen daran, dass die Rechnung für die Zahnsperre unserer Tochter fällig ist oder dass unser Dach repariert werden muss. Und schon bin ich wieder auf Null. Reflexion: Das Problem ist, dass ich allzu oft den Kopf in den Sand stecke. Ich muss mich realistischer auf zukünftige Ausgaben einstellen. Ich wusste seit Monaten, dass die Zahnsperre nicht billig werden würde. Unser Dach ist nicht erst seit gestern altersschwach. Aber ein Teil von mir zog es vor, diese Fakten auszublenden.
3. »Das gelobte Land«: Eine Metapher für »Eines Tages wird alles gut«. Ich träume oft davon, mehr Geld zu besitzen. Ich male mir aus, wie herrlich das wäre: All meine Sorgen gehörten dann der Vergangenheit an, und ich würde das Leben in vollen Zügen genießen. Aber es gibt keinen Zeitplan. »Eines Tages« verweist auf einen undefinierten Zeitpunkt in ferner Zukunft. Reflexion: Meine Phantasien sind völlig realitätsfern. Ich denke nicht realistisch darüber nach, wie ich sie verwirklichen könnte, und sei es nur in begrenztem Umfang.
4. Geschmacklos: Ich bin ständig auf der Suche nach Anzeichen,

dass Menschen mit viel Geld mir auf einem Gebiet, das mir besonders wichtig ist, unterlegen sind. Ich bin stark auf Schönheit und Eleganz fixiert und fühle mich besser, wenn ich wohlhabende Leute sehe, die auffällig und kitschig gekleidet sind. Reflexion: Ich versuche angesichts unangenehmer wirtschaftlicher Vergleiche Würde zu bewahren. Sinnvoller wäre es, wenn ich mich auf das konzentrieren würde, was mir wichtig ist, und nicht so viel Energie darauf verschwenden würde, andere zu kritisieren.

5. Behaglich: Meine Vorstellung davon, was mehr Geld mir bringen würde. Einen Kaschmirmantel für kalte Winterabende, dicke, perfekt zugeschnittene Samtvorhänge, sowie die innere Gelassenheit, sich um Geld keine Sorgen machen zu müssen. Reflexion: Diese Vorstellung von Geld geht vermutlich auf meine Kindheit in Schottland zurück – Geld als Schutz gegen die Kälte, vielleicht auch gegen andere Gefahren. Wenn ich Geld habe, kann mir niemand mehr blöd kommen. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich, dass Geld eine solche Sicherheit nicht bieten kann.
6. »Du hast es gut«: Das ist ein Satz, den ich über jemand anderen sagen könnte und den andere möglicherweise über mich sagen. Ich stelle mir den Satz in einem sehr verbitterten, missgünstigen Tonfall gesagt vor. Er bedeutet: Ich bin unglücklich, weil du glücklich bist. Und er impliziert: Ich werde glücklich sein, wenn du unglücklich bist. Reflexion: Ich glaube nicht, dass ich tatsächlich verbittert bin, aber ich habe große Angst davor, dass ich es werden könnte. Und ich habe Angst, dass es anderen mit mir so gehen könnte. Hat mich meine Obsession, meine eigene Lage zu verbessern, ein wenig egoistisch werden lassen?

Dritter Schritt: Ihre persönliche Geldgeschichte

Wenn Sie sich selbst besser einschätzen lernen wollen, müssen Sie sich

mit den Schlüsselmomenten in Ihrer eigenen Geldgeschichte auseinandersetzen. Sind Sie auf Ihre Einstellung zu Geld stolz? Bei welcher Gelegenheit haben Sie sich wegen Ihrer finanziellen Lage am meisten beschämt oder gedemütigt gefühlt? Welche Gefühle empfinden Sie für die Menschen, die in jener Situation dabei waren? Welche Rolle hat Geld in Ihren Beziehungen gespielt? Haben Sie von Ihren Eltern einen gesunden Umgang mit Geld gelernt?

Inwieweit neigen Sie dazu, Geld eine »magische« Kraft zuzuschreiben? Beschäftigen Sie sich mehr damit, wie viel andere zu besitzen scheinen, oder mit der sehr viel schwierigeren Frage, wie viel sie tatsächlich besitzen? Waren Ihre Sorgen im Rückblick berechtigt? Waren Sie allzu optimistisch? Was sind Ihre wahren Ängste in Bezug auf Geld?

Im Folgenden erzähle ich Ihnen einige Kapitel aus meiner eigenen verborgenen Geldgeschichte, die Ihnen die Bestandsaufnahme etwas erleichtern sollen:

1. Da wäre zunächst die dreiste Lüge, die ich einmal als Siebenjähriger erzählt habe. Ich behauptete, mein Vater sei »quasi Millionär« (obwohl es in Wirklichkeit im Rahmen des ständigen Auf und Ab lediglich ein wenig bergauf mit ihm ging), und wurde sofort unterbrochen: »Du bist so ein Idiot.« Meine Angst: Ich bin ein Angeber. Meine große Furcht, gedemütigt zu werden, verleitet mich dazu, meine wirtschaftliche Lage in lächerlicher Art und Weise zu beschönigen. Unbewusst setze ich Reichtum mit Attraktivität gleich. Dabei weiß ich doch, wie absurd das ist.
2. Das ständige, beängstigende Herumlavieren meiner Eltern zwischen äußeren Statussymbolen von kultiviertem Reichtum (antike Kristallkaraffen, Urlaubsreisen in die Provence, Kamelhaarmäntel) und realer Armut (ein verbeulter Kleinwagen, der einmal mitten auf der Hauptstraße seinen Dienst versagte, Essensknappheit und unbeheizte Zimmer im Winter, die Löcher in meinen Schuhen – und mein Zögern, meine Eltern um Geld für neue zu bitten). Meine Angst: Ich kann nicht akzeptieren,

dass Geld etwas Reales ist. Für mich ist es eine Art Requisite, das mal da ist und mal nicht, unabhängig von meinem Verhalten und meinen Entscheidungen. Mich selbst spreche ich von jeglicher Verantwortung dafür frei. Ich habe keinen Einfluss darauf.

3. Die Geschichte, als wir einmal eine wohlhabende Familie besuchten und meine unbefangene kleine Schwester, die damals zwölf war, ins Auto stieg und herausplatzte: »Mann, sind die reich!« Meine Mutter, mein Bruder und ich schimpften mit ihr, um sie zum Schweigen zu bringen – obwohl sie außer uns unmöglich jemand gehört haben konnte. Warum waren wir so verärgert? Meine Angst: Die Vorstellung, arm zu sein, verletzt meine Eitelkeit. Ich kann es nicht ertragen, daran erinnert zu werden.
4. Die Demütigung durch meine erste Freundin, die aus einer Familie von Überfliegern stammte. Sie hatte immerzu das Gefühl, zu wenig Geld zu haben, obwohl sie nach meinen Maßstäben ungemein privilegiert war. Wie ihre Eltern mich einschätzten, erklärte sie mir so: »Sie können dich sehr gut leiden, aber du bist ihnen ein Rätsel. Sie glauben, junge Männer wie du sollten einen Sportwagen fahren, einen Verlag gründen oder sich ins Parlament wählen lassen.« Als hätte ich bloß vergessen, was ich zu tun hatte. Meine Angst: Arm aufgewachsen zu sein ist der ultimative Fauxpas.
5. Meine gelegentlichen Zweifel, ob ich nur aus finanziellen Gründen mit Helen verheiratet geblieben bin (meine Frau hat schon immer mehr verdient als ich) oder ob Geld unserer Ehe einfach über schwierige Zeiten hinweggeholfen hat. Meine Angst: Eine käufliche Seele zu sein.
6. Das ungute Gefühl, eine Reihe schlechter Entscheidungen getroffen zu haben, etwa als ich mir die ausgesprochen vernünftige Investition in eine Immobilie ausgedacht und das Geld dann mit allerhand halbherzigen Geschäften verschleudert

habe. Diese Fehlentscheidung hing uns jahrelang nach. Meine Angst: Wirtschaftlich bin ich eine Null.

7. Meine jahrelangen Schwierigkeiten, ein stabiles, bürgerliches Einkommen zu verdienen. Meine Angst: In Geldfragen fehlt es mir an Verstand und Charakter.

Vierter Schritt: Die richtigen Weggefährten finden

Die eigene Beziehung zu Geld gründlich zu erforschen und die wahren Geldprobleme von den Sorgen zu trennen, bei denen es eigentlich um etwas anderes geht, ist ein sehr persönliches Projekt. Das bedeutet hingegen nicht, dass es im stillen Kämmerchen stattfinden muss.

Offen über Geld zu sprechen gilt nicht selten als Tabu, da es allzu leicht zu Konflikten, Missgunst und Unehrllichkeit führt. Selbst in Freundschaften reden wir – zumindest meiner Erfahrung nach – eher wenig über die persönlichen Fragen unserer finanziellen Situation.

Da ist es gut, sich Freunde zu suchen, die ebenfalls daran interessiert sind, ihre Beziehung zu Geld zu verbessern. Denn sich »freizumachen« – sich die eigene Einstellung zu Geld klarzumachen und dadurch selbstbewusster und reifer zu werden – ist zwar ein sehr persönliches Projekt, das jeder anhand seiner eigenen Lebensgeschichte vorantreiben muss. Aber es würde natürlich sehr viel leichter fallen, wenn wir in einer Gesellschaft leben würden, die in dieser Hinsicht absolut vernünftig ist und in der alle verantwortungsbewusst handeln und wirtschaftliche Fragen langfristig angehen würden. Das ist leider nicht der Fall.

Daher können wir sehr profitieren, wenn es in unserem Freundeskreis Menschen gibt, die uns dabei helfen, unser wahres Potenzial auszuschöpfen – was in diesem Fall heißt: ein vernünftigeres und produktiveres Verhältnis zu Geld zu entwickeln.

Der entscheidende Punkt beim Aufbau eines solchen Freundeskreises ist überraschenderweise jedoch nicht, die Nähe von Menschen zu suchen, die von Geld besessen sind und sich ausgiebig mit

Investitionsstrategien auseinandersetzen (obwohl möglicherweise auch das zutrifft). Das Wichtigste ist vielmehr ein gemeinsames Interesse an Klarheit und Ehrlichkeit – daran, unsere Beziehung zu Geld zu entwirren. Aber wie finden wir die richtigen Weggefährten? Was sollte diese Menschen auszeichnen? Im Folgenden lesen Sie sieben Dinge, die wünschenswert wären:

1. Menschen, die Ihnen realistische Ratschläge geben: In Jane Austens »Emma« rät die Titelfigur ihrer aus einfachen Verhältnissen stammenden Freundin Harriet, sich in wohlhabende, angesehene Männer zu verlieben. Dabei hat sie realistisch betrachtet nicht die geringste Chance, jemals einen solchen Mann zu heiraten. Das viel zu hoch gesteckte Ziel droht Harriets Chancen auf ein glückliches Leben zunichtezumachen. Anderen Mut zuzusprechen betrachten wir als so ungemein wichtig, dass wir manchmal vergessen, wie leicht wir jemanden unglücklich machen können, indem wir seinen oder ihren Erwartungen allzu viel Nahrung geben. Harriet hat am Ende das Glück, eine sehr vernünftige, standesgemäße Ehe einzugehen. Mit einem realistischen Ratschlag hätte Emma Harriet in diesem Fall nicht gedemütigt; vielmehr hätte er von Verständnis für ihre wahren Bedürfnisse gezeugt. Emma achtete nicht genügend darauf, was Harriet wirklich guttun würde. Harriet brauchte keineswegs einen reichen Mann, um sich selbst zu entfalten.
2. Menschen, die Geld nicht als Mittel einsetzen, um andere zu demütigen: Gelegentlich trifft man auf Menschen, die ihren Reichtum gezielt zur Schau stellen, um weniger Wohlhabenden das Gefühl zu geben, sie seien Menschen zweiter Klasse. Seltsamerweise findet man diese Strategie nicht nur bei Menschen, die selbst viel Geld besitzen. Da ist zum Beispiel der Weinkellner im Restaurant, der Sie seine Verachtung spüren lässt, weil Sie einen billigen Wein bestellt haben; oder die Dame an der Rezeption, die Sie von oben herab behandelt, weil Sie keine Suite gebucht haben. Dabei sind diese Leute selbst auch gar nicht reich. Aber sie implizieren: Ich respektiere Sie nur

dann, wenn Sie viel Geld ausgeben. Gehen Sie solchen Leuten aus dem Weg, so gut Sie können.

3. Menschen, die in Geldfragen keinen Fatalismus und keine Missgunst verbreiten: Es gibt Menschen, deren Angst vor Geld unter dem Deckmantel der Verachtung daherkommt und die Sie zu ihrer Einstellung bekehren wollen. Alles, was mit Geldverdienen verbunden ist, ist für sie etwas Schmutziges, das zu mehr Ungerechtigkeit führt. Diese Menschen sind sehr gut darin, Belege für ihre Sichtweise zu finden: Sie stürzen sich immerzu mit Verve auf die schlechten Nachrichten. Meiden Sie solche Menschen, sonst werden Sie von dieser Haltung angesteckt.
4. Menschen, die Sie mit guten Angewohnheiten inspirieren: Solche Menschen geben ein gutes Beispiel ab, etwa indem sie sich etwas versagen, was sie gerne hätten, weil es unvernünftig wäre, dafür Geld auszugeben. Oder indem sie gebrauchte Kleidungsstücke kaufen – und das nicht als eine Schande betrachten, sondern als kluge Sparsamkeit.
5. Menschen, die offen über ihre wirtschaftlichen Erfahrungen sprechen: Großen Einfluss auf meine eigene Einstellung zu Geld hatte ein Geschäftsfreund, der mir vom Konkurs seiner Firma zehn Jahre zuvor erzählte. (Zu dem Zeitpunkt, als ich ihn kennenlernte, stand er wieder blendend da). Es war sehr bewegend zu hören, wie sehr er an seiner Firma hing, wie er verzweifelt versuchte, sie zu retten, wie frustrierend es war, am Ende doch zu scheitern, und wie hart die Jahre danach waren, als er lernte, mit wenig auszukommen. Aufgrund seiner detaillierten Schilderung konnte ich mir das alles sehr gut vorstellen. Im Idealfall profitieren wir von den Erfahrungen anderer – aber das ist nur möglich, wenn andere uns umfassend und ehrlich genug an ihren Erfahrungen teilhaben lassen. Ein solcher Blick hinter die Fassade ist etwas sehr Seltenes. Allzu oft beruhen unsere Vorstellungen von Geld darauf, wie das Leben

anderer von außen erscheint. Wenn jedoch jemand mit gutem Beispiel vorangeht, schließen sich oft andere an. Ehrlichkeit kann ansteckend sein.

6. Menschen, die zuhören – und nicht ihre eigene Lebenssituation auf Ihre übertragen: Manche Menschen haben die Tendenz, »Du solltest ...« zu sagen, wenn sie eigentlich meinen: »Ich mache es so ...«. Die Frage, warum wir beide dasselbe tun sollten, wird dabei gar nicht erst gestellt. Zu oft betrachten wir unser eigenes Leben als Vorbild für andere. Nur wer zuhört, kann entdecken, was für den anderen wichtig und richtig ist.
7. Menschen, die uns Wege aufzeigen, unsere Lage, unsere Chancen und Probleme klarer zu sehen. Menschen, die Geld entmystifizieren und nicht zur Panik neigen: Dass einem die eigenen Denkweisen und Lebenseinstellungen als naturgegeben, richtig und endgültig erscheinen, ist nur natürlich. Im Idealfall ermutigen uns Geldfreunde, solche fixen Ideen immer wieder auf den Prüfstand zu stellen und zu überdenken. Damit ist nicht gemeint, Sorgen und Ängste, so irrational sie auch sein mögen, brüsk vom Tisch zu wischen. Die Ehrlichkeit des perfekten Geldfreundes wird erst dadurch so wertvoll, dass sie mit Einfühlungsvermögen gepaart ist.

Wie alle Freunde, so hilft uns auch der Geldfreund, ein klügeres, realistischeres und erfüllteres Leben zu führen.

3 Was ist Geld?

Wir haben Geld nun also von der symbolischen Bedeutung befreit, die Menschen damit verbinden. Was bleibt? Was sehen wir, wenn wir Geld als das betrachten, was es wirklich ist?

Im Grunde genommen ist Geld nichts weiter als ein Tauschmittel. Es ist der Mittelsmann, der von Anfang an die Voraussetzung für jeglichen Handel war. Geld ist etwas vollkommen Abstraktes. Man kann so ziemlich alles zu Geld machen, und Geld kann man wiederum gegen so ziemlich alles eintauschen. Aus dem, wie man seine Zeit und seine Talente einsetzt – sagen wir: aus dem Aufbau einer Handelskette für Haushaltsgeräte –, können beispielsweise Tennisstunden für den Junior werden oder neue Vorhänge fürs Schlafzimmer.

Kurz: Das Geld auf unserem Bankkonto war einmal etwas anderes: Arbeit und Geschäftsideen. Und aus diesem Geld wird auch wieder etwas anderes: Besitz und Erlebnisse.

Einer weiteren Standarddefinition zufolge ist Geld ein »Wertspeicher«. Dadurch wird betont, dass aus Geld vieles andere werden kann, und zwar zu jedem beliebigen Zeitpunkt.

Ein Leben mit Geld kann man daher wie folgt analysieren:

1. Der Frage, wie wir Geld in Besitz und Erlebnisse umwandeln, kommt eine unglaubliche Bedeutung zu. In welche Art von Besitz und Erlebnissen wandeln wir unser Geld um? Wie effizient sind wir bei dieser Umwandlung?



2. Ebenso wichtig ist die Frage, wie wir aus Arbeit und Geschäftsideen Geld machen. Welche Anstrengungen und welche Tätigkeit machen Sie zu Geld? Wie viel Geld machen Sie aus diesen Anstrengungen und dieser Tätigkeit?



(© Joana Niemeyer 2011.)

Die gesamte Gleichung lautet also:



(© Joana Niemeyer 2011.)

Anders ausgedrückt: Welcher Art sind die Tätigkeiten und Anstrengungen, die Sie zu Geld machen? Und in welche Art von Besitz und Erlebnissen wandeln Sie dieses Geld um?

Eine verbreitete Angst ist, dass die eigenen Anstrengungen der Mühe im Grunde genommen gar nicht wert sind. Sie wandeln Ihre Anstrengungen zwar in Geld um, aber unter dem Strich ist es kein gutes Geschäft, weil diese Anstrengungen einen erheblichen Teil Ihrer Lebenszeit in Anspruch nehmen. In der Feststellung, der Mensch sei, was er tue, steckt viel Wahres. Deshalb ist es ja so deprimierend, so viel Zeit mit einer Tätigkeit zu verbringen, die einem nicht der Mühe wert

erscheint.

Eine weitere weit verbreitete Angst lautet, dass man selbst dann, wenn man im Prinzip genügend Geld zur Verfügung hat, unfähig sein könnte, dieses Geld in ausreichend guten Besitz und genügend gute Erlebnisse zu verwandeln. Das Geld selbst hilft uns nicht dabei, diese Aufgabe zu bewältigen.

Unsere Aufgabe in diesem Leben besteht demnach darin, Anstrengungen und Tätigkeiten, die für sich genommen der Mühe wert sind, in Besitz und Erlebnisse von wahren, bleibendem Wert umzuwandeln. Das wäre sozusagen der perfekte Geldzyklus.

Ungesund wird unsere Beziehung zu Geld in dem Moment, in dem wir es von diesem Zyklus abkoppeln. Das geschieht dann, wenn wir Geld nicht mehr als potenziellen Besitz und potenzielle Erlebnisse betrachten – sondern in Besitz und Erlebnissen nur den potenziellen Geldwert sehen. In dieser Lage befindet sich ein Mensch, der vor einem Gemälde steht und nur einen Preis sieht; der über eine Ausbildung nachdenkt und nur das potenzielle Einkommen wahrnimmt. Dasselbe geschieht dann, wenn wir unser Tun nur als eine Möglichkeit betrachten, Geld zu verdienen, und nicht als etwas, was einen inneren Wert hat.

Der grundlegende Fehler ist in beiden Fällen derselbe, und er lässt sich in einer erstaunlich eindeutigen logischen Beziehung ausdrücken. In beiden Fällen wird ein Mittel behandelt, als handle es sich um einen Zweck. Mit anderen Worten: Ein Tauschmittel wird in den Rang des eigentlichen Ziels erhoben.

Ein Haus kann man zum Beispiel als eine Investition betrachten, als eine bestimmte Menge Geld, die vorübergehend in »Betongold« angelegt ist. Früher oder später wird man sie wieder zu Geld machen. Das Hauptaugenmerk liegt die ganze Zeit auf dem Faktor Geld. Man kann ein Haus aber auch in erster Linie als ein Zuhause betrachten. Als einen Ort, der mit den Erlebnissen seiner Bewohner getränkt ist, mit dem sich Kindheitserinnerungen verbinden, der ein Ausdruck des eigenen Geschmacks ist und an dem Freundschaften gepflegt werden. Natürlich kostet all das Geld. Aber es geht um viel mehr als nur um Geld. Geld ist nur das Mittel, das all diese schönen Dinge möglich macht.

Wir haben es hier also mit einem psychologischen Thema zu tun. Es

geht um eine Frage der Einstellung. Ist ein Haus im Kopf eines Menschen in erster Linie ein Zuhause und erst in zweiter Linie ein Wirtschaftsgut, oder betrachtet er es in erster Linie aus wirtschaftlicher Sicht und erst in zweiter Linie als einen Ort, an dem sich sein Leben abspielt? Ich denke, wir sind uns einig, welche Einstellung vorzuziehen ist.

Damit nähern wir uns allmählich der Frage, wie unsere Einstellung zu Geld uns dabei helfen oder behindern kann, ein gutes Leben zu führen.

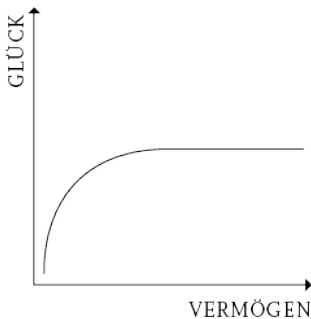
IV Geld und das gute Leben

1 Geld als Ingredienz

Im Grunde ist Geld also nichts weiter als ein Tauschmittel. Es ist mit anderen Worten ein Mittel zum Zweck. Das mag ziemlich nebensächlich klingen, ist aber unglaublich wichtig, weil es zwei zentrale Fragen aufwirft. Erstens: Zu welchem Zweck dient das Mittel Geld? Und zweitens: Wie kann man es möglichst effizient und effektiv einsetzen, um diesen Zweck zu erfüllen?

Die einfachste Antwort lautet, dass ich mehr Geld will, um mir ganz konkrete Dinge zu verschaffen: ein Auto, eine Wohnung, einen Urlaub, einen Partner. Status. Liebe. Kurz: Dinge, die mich glücklich machen.

Es gibt jedoch eine berühmte Theorie, derzufolge der Ertrag, den Geld in Bezug auf Glück abwirft, mit zunehmendem Reichtum abflacht. Das Diagramm auf der nächsten Seite bildet die Theorie grafisch ab.



Wie man hier sieht, steigt das Glücksniveau relativ stark an, wenn man sich von keinem Einkommen auf ein moderates Einkommen verbessert. Dann flacht die Kurve allmählich ab, und ab einem bestimmten Niveau steigt sie nicht weiter an. (Das Durchschnittseinkommen liegt in dieser Grafik etwa in der Mitte der Geldkurve).

Das sollte eigentlich keine Überraschung sein. Denn woran denken wir, wenn wir von Glück sprechen? Vermutlich an eine Mischung aus Lebensfreude und Gelassenheit, an das Gefühl, einerseits zu schweben und sich andererseits in völliger Sicherheit zu wissen. Und zwischen diesen Gefühlen und Geld gibt es einen eindeutigen Zusammenhang, der jedoch mit zunehmendem Wohlstand abnimmt.

Mit Geld kann man sich in der Tat Dinge kaufen, die der Gelassenheit förderlich sind, etwa ein luxuriöses Hotelzimmer oder ein Ferienhaus auf dem Land. Allerdings gibt es vieles, was für uns zu einem Quell der Gelassenheit werden kann, ohne notwendigerweise an Geld geknüpft zu sein, wie ein fröhliches Naturell, stabile Beziehungen, ausreichend Bewegung, Religion oder Musik.

Es gibt zudem auch einen Zusammenhang zwischen Geld und Lebensfreude. Mit Geld kann man sich viele schöne Dinge kaufen: Champagner, einen Empfang mit dem roten Teppich, ein Flugticket, das einem die Erkundung eines reizvollen Ortes ermöglicht. Doch wissen wir alle nur zu gut, dass man all das haben und trotzdem traurig und deprimiert sein kann.

Wenn man die Erklärung auf einen einfachen Nenner bringen will, könnte man sagen: Mit Geld kann man die Symbole für Lebensfreude und Gelassenheit kaufen, aber nicht die Ursachen. Eines steht jedenfalls fest: Glück kann man nicht kaufen.

Warum wir nicht über Glück sprechen sollten, sondern besser über Selbstentfaltung

Gelassenheit und Lebensfreude haben natürlich ihren Reiz. Aber sie erfassen nicht den Kern dessen, was Menschen vom Leben erwarten.

Die meisten Menschen erkennen früher oder später, dass sie etwas für

andere tun müssen. Tief in uns gibt es eine Angst, dass wir am Ende unseres Lebens zurückblicken könnten und feststellen müssen, dass es umsonst war – dass wir nichts dazu beigetragen haben, das Leben anderer besser oder lebenswerter zu machen.

Etwas Sinnvolles zu tun fühlt sich manchmal erst im Nachhinein gut an. Man muss sich durchbeißen, obwohl einem eigentlich nach Aufgeben ist. Man riskiert, es sich mit manchen Leuten zu verscherzen. Man muss mit den Ängsten umgehen lernen, die damit einhergehen, sich der Konkurrenz mit anderen auszusetzen. Man muss sein ganzes Herzblut in Dinge hineinlegen, die am Ende womöglich verworfen werden oder einfach nur schwierig sind. Sich selbst zu entfalten bedeutet, in den Punkten weiterzukommen, die einem wichtig sind, von den eigenen Talenten Gebrauch zu machen und sich aktiv darum zu bemühen, das zu »verwirklichen«, was einem am Herzen liegt. All das ist jedoch nicht nur mit tiefer Befriedigung, spannenden Augenblicken und gelegentlichen Triumphen verbunden, sondern auch mit Sorgen, Versagensängsten und Rückschlägen.

Auch ein gutes Leben gibt es nicht ohne Schattenseiten. Wer ein gutes Leben führt, dem bleiben deshalb Schmerzen, Einsamkeit und Enttäuschung nicht erspart, ebenso wenig wie der Umgang mit der eigenen Sterblichkeit und mit dem Tod geliebter Menschen. All das gehört zu einem guten Leben genauso dazu wie zu jedem anderen.

Mit dem Begriff »Selbstentfaltung« beschreibe ich das, wonach wir eigentlich streben: Unsere Talente und Fähigkeiten möglichst sinnvoll einzusetzen, uns mit Dingen zu beschäftigen, die uns der Mühe wert erscheinen, und so unser Potenzial auszuschöpfen und uns selbst zu verwirklichen.

Um zu beschreiben, was wir uns vom Leben erhoffen, ist der Begriff »Selbstentfaltung« daher besser geeignet als »Glück«.

Was ist der Zusammenhang zwischen Geld und Selbstentfaltung?

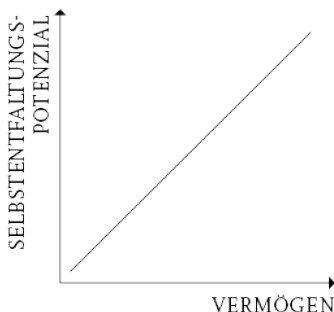
Es stimmt ja, dass mehr Geld uns im Hinblick auf innere Gelassenheit und

Lebensfreude nicht wesentlich glücklicher macht, höchstens kurzfristig und in geringem Maße. Wenn Ihr Ziel tatsächlich lautet, so glücklich wie möglich zu werden, ist es daher definitiv keine gute Strategie, immer mehr Geld anzuhäufen.

Betrachten wir das Ganze jedoch unter dem Aspekt der Selbstentfaltung, so kommt Geld eine ganz andere Rolle zu.

Das eigentliche Potenzial des Geldes liegt darin, uns Handlungsoptionen zu eröffnen und uns den Erwerb von materiellen Dingen zu ermöglichen. Geld verleiht Macht und Einfluss.

Macht und Einfluss ziehen nicht automatisch Lebensfreude und Gelassenheit nach sich. Aber sie sind aufs Engste verknüpft mit unserer Selbstentfaltung. Denn sie helfen uns ganz konkret dabei, etwas zu bewegen, Dinge voranzutreiben, die uns wichtig sind, unsere Talente zu entwickeln und anderen bei der Entfaltung ihrer Talente behilflich zu sein.



Potenziell nimmt mit steigendem Vermögen auch das Selbstentfaltungspotenzial immer weiter zu – anders als beim Glück-/Vermögensdiagramm oben flacht die Kurve hier nicht ab.

Selbstentfaltung ist nach oben offen. Mit zunehmendem Vermögen nehmen immer auch die Möglichkeiten zu, sich selbst zu entfalten.

Geld ist jedoch nicht die einzige Voraussetzung für unsere Selbstentfaltung. Geld ist eine Zutat – eine Ressource.

Geld als Zutat

Es gibt nur sehr wenige Dinge, für deren Bewerkstellung man ausschließlich Geld braucht. Aber es gibt jede Menge Dinge, die man schwerlich ohne Geld zuwege bringen kann. Dass fast alles aus mehreren Zutaten besteht, ist eine Tatsache, die uns wohl vertraut ist – doch wenn wir über Geld nachdenken, vergessen wir sie ständig.

Geld bringt Gutes hervor und hilft uns, ein sinnerfülltes Leben zu führen – aber nur dann, wenn es sich mit »Tugenden« paart. Tugenden sind positive Charaktereigenschaften.

Projekt	Geld eröffnet	Erforderliche Tugenden	Geld ohne Tugenden führt zu
Ein schönes Zuhause	größere Auswahlmöglichkeiten bei Haus, Lage, Einrichtung und Geräten; Zugang zu Beratungsangeboten.	Stilempfinden, ein gutes Auge, gesunde Beziehungen, ein geselliges Gemüt, Entschlossenheit, Ausdauer, guten Geschmack.	geschmackloser Einrichtung und einer pompösen oder trostlosen Lebensumgebung.
Ein gelungener Urlaub	Bewegungsfreiheit, mehr Optionen bei der Auswahl von Hotels, Restaurants und Unternehmungen.	Zielstrebigkeit, Selbsterkenntnis, Cleverness, Stärke, Abenteuerlust, Einfühlungsvermögen in fremde Kulturen.	oberflächlichen Vergnügungen, glanzlosen Erinnerungen, seichten, wenig authentischen kulturellen Erfahrungen, Selbstverleugnung und Unzufriedenheit.

Eine gute Ausbildung	mehr Chancen, die Gelegenheit, länger zu studieren, mehr Wahlmöglichkeiten, Zugang zu Beratung.	Bereitschaft und Wunsch, dazuzulernen, klare Vorstellung davon, was man erreichen möchte, Weiterbildung, Sinn und Begeisterung für intellektuelle Entdeckungen, Streben nach Weisheit und Gewissheit.	einem phantasielosen Verstand, mangelnder Motivation und Erfüllung, fehlendem Bewusstsein, wie privilegiert man ist, Schuldgefühlen oder Verdrängung (und Langeweile).
----------------------	---	---	--

Im Gegensatz zum rücksichtslosen Streben nach Lebensfreude und Gelassenheit ist Selbstentfaltung kein egoistisches, unbescheidenes oder unsoziales Unterfangen. Von der vollen Selbstentfaltung des Einzelnen profitiert die ganze Gesellschaft. Das liegt daran, dass der bestmögliche Einsatz individueller Begabungen automatisch auch dem Gemeinwohl dient, während meine persönliche Lebensfreude und Gelassenheit möglicherweise keinerlei positiven Effekt auf das Leben anderer hat.

Wie viel brauche ich?

Das ist eine sehr wichtige Frage, und wir sollten sie nicht mit einem achselzuckenden »So viel ich kriegen kann« abtun.

Die Frage »Wie viel brauche ich?« setzt voraus, Geld ganz selbstverständlich als Zutat zu betrachten. Um sie zu beantworten, müssen wir uns fragen:

1. Was sind meine wahren Ziele? (Das könnten zum Beispiel ein schönes Zuhause, intellektuelle Weiterentwicklung und erfüllende Beziehungen zu anderen sein.)
2. Was außer Geld ist wichtig, um diese Dinge zu erlangen?
3. Was kann Geld dazu beitragen?

Erst dann können wir die Rolle des Geldes klären, denn erst dann sehen wir, wofür wir wirklich Geld brauchen. Deshalb ist es wichtig, dass Sie Ihre Antworten auf diese Fragen tatsächlich aufschreiben. Wir werden später noch im Detail auf diese Frage zurückkommen. Zunächst möchte

ich untersuchen, inwiefern der Ansatz, Geld als Ingredienz zu sehen, uns dabei behilflich sein könnte, besser zu verstehen, welcher Zusammenhang zwischen Geld und Liebe beziehungsweise Sex besteht.

2 Jane Austens Theorie der Ehe

Hat Geld etwas mit Liebe und Sex zu tun?

Wenn wir Geld als Zutat betrachten, so erkennen wir, dass es eine wichtige Rolle spielen kann, gute Beziehungen zu anderen aufzubauen – und dafür zu sorgen, dass Liebe gelingt.

Bei der Vorstellung, unsere Sehnsucht nach Liebe und unsere Hoffnungen auf eine(n) Seelenverwandte(n) mit unseren materiellen Bedürfnissen über einen Kamm zu scheren, ist den meisten von uns nicht so ganz wohl. Zwischen beidem gebe es keinen Zusammenhang, fühlen wir uns gedrängt zu sagen. Allein der Gedanke, dass es einen solchen Zusammenhang geben könnte, erscheint uns vulgär. Der romantischen Tradition zufolge, in der wir stehen, sollte man über derlei Dinge lieber nicht so viel nachdenken. Dadurch richtet sich unsere Aufmerksamkeit vor allem auf die Ausnahmefälle: den armen, aber attraktiven Schlucker im Vergleich zum reichen, wichtigtuerschen, oberflächlichen Schnösel, oder das arme, aber glückliche Paar im Vergleich zum reichen, unglücklichen. Eine der berühmtesten Verfasserinnen von Liebesromanen hatte dagegen sehr viel pragmatischere Ansichten darüber, welche Funktion Geld in Liebesdingen zukommen sollte.

Die Antwort Jane Austens

Langfristig und in den meisten Fällen profitiert die Liebe (und damit auch der Sex, obwohl Jane Austen viel zu vornehm war, explizit darüber zu sprechen) von einem stabilen ökonomischen Fundament. Aber das ist natürlich kein Naturgesetz, und es gibt Ausnahmen.

Die Versuchung ist groß, das genau andersherum zu lesen. Aber Jane Austen sagt keineswegs, dass Geld allein uns Liebe und ein erfülltes Liebesleben verschaffen kann. Vielmehr unterstützt sie den Ansatz, Geld als Ingredienz zu betrachten: Es kann eine große Rolle spielen, wenn

andere Dinge hinzukommen, aber für sich genommen nutzt es herzlich wenig. Der reichste Mensch, der in einem ihrer Romane auftaucht, ist Mr. Rushworth, der dümmliche Grundbesitzer in »Mansfield Park«. Seine Ehe ist ein einziges Fiasko.

Nach Jane Austens Überzeugung haben starke, stabile, befriedigende Beziehungen mehrere wichtige Voraussetzungen, von denen nur eine ökonomischer Natur ist. Und sie macht sehr konkrete Angaben, wie viel Geld man braucht. In »Verstand und Gefühl« zum Beispiel verheiratet sie Elinor Dashwood mit Edward Ferrars. Gemeinsam verfügen die beiden über ein Einkommen von 850 Pfund. Das ist das geringste Einkommen aller verheirateten Austen-Heldinnen, gemessen an damaligen Maßstäben aber immer noch ziemlich viel. Es ist eine der zentralen Fragen des Romans, ob das genug ist – und wie »genug« angemessen zu definieren sei. Im Lauf der Handlung wird dem Leser vor Augen geführt, dass diese beiden über den nötigen Verstand und Charakter verfügen, um mit dieser Summe all ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Antiheld jenes Romans, Willoughby, hat genügend Geld, sich einen ausgesprochen komfortablen Lebensstil zu leisten, aber er ist verschwenderisch und unbesonnen. Als er sich ernsthaft in Marianne Dashwood verliebt, ist eine Heirat unmöglich, weil er sein gesamtes Vermögen verprasst hat. Willoughby muss nun reich heiraten, um seine Schulden zu begleichen, und in finanzieller Hinsicht ist Marianne keine besonders gute Partie. Als perfekte Bestrafung verhilft Jane Austen ihm zu einer zänkischen Erbin.

Charlotte Lucas, Nachbarin der Bennets in »Stolz und Vorurteil«, heiratet den gut situierten Mr. Collins. Doch eine gute Beziehung ist unmöglich, weil Mr. Collins so viele andere unabdingbare Eigenschaften fehlen.

Jane Austen möchte uns eine Lehre erteilen: Geld ist notwendig, aber nicht ausreichend. Gleichzeitig will sie uns klarmachen, dass die entscheidende Frage lautet, wie viel man braucht. Wenn man sagt, Geld spiele eine wichtige Rolle, dann entsteht sehr schnell der Eindruck, man meine »je mehr, desto besser«. Aber darum geht es Jane Austen ganz und gar nicht.

Wenn wir Geld als Ingredienz sehen, so zwingt uns das, auf das richtige Verhältnis zu achten. Mit der richtigen Einstellung kann man mit wenig Geld viel erreichen; mit der falschen Einstellung kommt man auch mit noch so viel Geld nicht sonderlich weit.

Die wirtschaftliche Basis einer Beziehung ernst zu nehmen heißt ja nicht, seinen Ehepartner nach finanziellen Kriterien auszusuchen. Aber widerspricht es nicht trotzdem dem Grundsatz, dass man in Liebesdingen seinem Herzen folgen sollte? Es klingt so geldgierig, eine solche Entscheidung vom Geld abhängig zu machen.

Nun ja, teilweise mag das zutreffen. Und doch sollte man zu genau diesem Schluss kommen, wenn man sich Beziehungen anschaut. Eine langfristige, ausreichend stabile, erträgliche Beziehung ist eine hochkomplexe Angelegenheit. Sie hat etwas von einer Freundschaft und etwas von einer Geschäftsbeziehung.

Nehmen wir also an, Ihr zukünftiger Ehepartner sagt zu Ihnen: »Wenn ich nicht so viel Geld hätte, würdest du mich nicht heiraten wollen.« Was beiden Seiten klar sein sollte, ist, dass eine Ehe eine ziemlich komplizierte Angelegenheit darstellt. Die vernünftige Antwort lautet daher: »Ich würde dich auch dann heiraten wollen, wenn du bettelarm wärst. Aber ich würde es für unklug halten. Nicht alles, was ich gerne möchte, ist – langfristig betrachtet – eine gute Idee.« Sehen Sie es einmal aus der anderen Perspektive. Nicht jede gute Idee ist emotional ansprechend. So könnte es eine ausgesprochen gute Idee sein, jemanden zu heiraten, der in Geldfragen einen guten Instinkt hat und über ein solides Vermögen verfügt – selbst wenn die Beziehung in anderer Hinsicht etwas weniger reizvoll erscheint.

Das Ziel einer Beziehung ist, dass beide Partner sich entfalten können. Und weil Geld eine wichtige Voraussetzung für diese Selbstentfaltung ist, ist es auch eine wichtige Zutat für eine Ehe.

Und wie steht es mit Sex?

Das Bild vom reichen, abstoßenden Mann, dem ausschließlich wegen seines Geldes das Herz einer wunderschönen Partnerin zufliegt, bringt

uns nicht weiter. Es gibt jedoch noch andere, positivere Zusammenhänge zwischen Geld und sexueller Erfüllung:

1. Für manche Menschen wirkt Geld wie ein Aphrodisiakum. Das ist nicht verwunderlich, denn Geld steht in unserer Phantasie für Status und zukünftige Erfolge. Dass es eine Verbindung zwischen diesen Dingen und sexueller Begierde gibt, sollte uns daher nicht überraschen.
2. Mit Geld kann man sich Luxusgüter, Privatsphäre und Sinnesfreuden kaufen. In modernen Beziehungen wird das Sexualleben vom Mangel an Zeit und Gelegenheiten beeinträchtigt. Wenn wir doch ein elegantes Hotelzimmer buchen, die Kinder einem Babysitter überlassen und uns die Kleidung und den Haarschnitt leisten könnten, die uns das Gefühl vermitteln, attraktiv zu sein.
3. Geld macht eine Beziehung weniger labil. Wenn man gemeinsam in gute Vermögenswerte investiert hat, ist es schwerer – aber natürlich nicht unmöglich –, sich zu trennen. In jeder Beziehung gibt es viele schmerzliche Momente, in denen ein Partner mit dem Gedanken spielt, den anderen zu verlassen. Geld ist ein gewichtiger Grund, zu bleiben und die Durststrecke gemeinsam durchzustehen.
4. Und noch ein etwas spekulativerer Punkt: Möglicherweise können Menschen mit mehr Geld entspannter mit menschlichen Schwächen umgehen. Vielleicht ist dann ein kleiner Seitensprung oder eine heimliche Vergnügung weniger schockierend oder problematisch. Aber das ist tatsächlich nur eine Vermutung.

Diese Überlegungen machen verständlicher, weshalb Geld in einer Ehe so eine wichtige Rolle zukommt. Sexuelle Unzufriedenheit hat einen enormen Einfluss darauf, was in einer Beziehung schief läuft. Was gut für das Liebesleben ist, ist daher auch gut für die Ehe. Eine Ehe ist eine

Partnerschaft, die eine ungleiche Lastenverteilung beim Vermögensaufbau ermöglicht. Im Idealfall geht jemand, der besonders gut im Geldverdienen ist, eine Partnerschaft mit jemandem ein, der ein besonderes Talent zur Selbstentfaltung hat – gemeinsam verfügen sie so über die nötigen Fähigkeiten und Tugenden, Chancen für sich und andere bestmöglich zu nutzen.

Ein solches Arrangement ist ausgesprochen vorteilhaft, weil es einen gewissen Grad an Spezialisierung möglich macht, der beiden Seiten zum Vorteil gereicht. Von ihrem jeweiligen Talent zum Geldverdienen beziehungsweise zur Selbstentfaltung profitieren auf diese Weise beide Partner gleichermaßen. Auf der Suche nach dem »richtigen« Partner sollten wir also nicht davor zurückschrecken, Fragen des Geldes und der Einstellung zu Geld mit in Erwägung zu ziehen.

Dass Geldsorgen in Beziehungen schreckliche Konflikte auslösen können, weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich fürchte, ich habe Helen das Leben um einiges schwerer gemacht, weil ich nicht mehr Geld verdient habe. Hinzu kommen unsere völlig unterschiedlichen Lebensstile: Ich gebe das Geld gerne mit vollen Händen aus, während Helen sehr sparsam ist. Zum Beispiel gehe ich wahnsinnig gerne in schicke Restaurants; sie dagegen zieht das Familienlokal an der Ecke vor, oder Hühnersuppe zu Hause. (Das ist umso schwerer zu verkraften, als unser jeweiliges Einkommen unseren persönlichen Vorlieben diametral entgegenläuft. Finanziell gesehen »verdient« sie die gestärkten Servietten, ich nicht. Ich gebe zu, dass sich ein Teil von mir damit bis heute schwertut.) Manchmal wollen wir alle unserem Partner entgegenschleudern: »Warum kannst du nicht sein wie ich?« Doch wie ich im Lauf der Jahre einsehen musste, wäre es für mich fatal gewesen, wenn ich eine Frau geheiratet hätte, die mir ähnlicher ist. Gemeinsam wären mein weibliches Gegenstück und ich in einem Sumpf aus Kreditkartenschulden versunken. Trotz aller Konflikte: Helen war meine Rettung. Die Alternative hätte sehr viel mehr Leid zur Folge gehabt.

3 Neid als Lehrmeister

Der »Well Walk« ist eine der schönsten Straßen mit alten Häusern im Norden Londons. Besonders gerne mag ich den nördlichen Abschnitt hin zu Hampstead Heath. Man spürt die Nähe zu Wäldern und Wiesen und ist doch in einer Großstadt. Der »Well Walk« ist eine ziemlich schmale Straße. Die Häuser sind wunderbar vielfältig und stehen angenehm nah beieinander. Ich würde unglaublich gerne dort wohnen. Ich träume von einer großen Wohnung im Erdgeschoss, mit hohen Decken und eleganten Bücherregalen. Die Kinderzimmer befinden sich am Ende des Flurs, um die Ecke, die Küche hat einen AGA-Herd, und der Garten mit sattgrünem, kühlem Rasen ist von einer hohen Hecke eingerahmt. An Sommerabenden diskutieren wir bei einer Flasche Weißwein mit klugen Freunden, und im Winter kuscheln wir uns vor dem offenen Kamin in ein großes Sofa.

Dieser Traum steht für eine typische Erfahrung in unserer ganz persönlichen Geldgeschichte. Sie sehen etwas, was Sie unglaublich gerne besitzen möchten – etwas, das vor Ihrem geistigen Auge ein Bild von Ihrem eigenen Wohlergehen und der Selbstentfaltung Ihrer Liebsten erstehen lässt. Es ist eine sehr verstörende Erfahrung, weil Ihnen bewusst ist, dass dieses Etwas vollkommen außerhalb Ihrer Reichweite liegt.

In gewisser Hinsicht ist es jedoch ein sehr guter und vernünftiger Traum. Lassen wir die Immobilienpreise einen Augenblick beiseite. Was ich oben beschrieben habe, ist, glaube ich, eine ganz gute Skizze eines harmonischen Familienlebens. Sie ist keineswegs unbescheiden oder protzig. Meine Frau und meine Kinder wären bestimmt begeistert von der Idee, dort hinzuziehen. Ein solches Umfeld würde gut zu uns passen.

All das liegt jedoch weit jenseits meiner finanziellen Möglichkeiten. Dafür müsste ich schätzungsweise das Fünffache verdienen. Vorstellbar wäre das natürlich (gerade eben so). Aber um so viel Geld zur Verfügung zu haben, müsste ich mich völlig umkrepeln und zum Geldverdiener werden. Ich müsste mir einen neuen Beruf suchen und

eine andere Einstellung zur Arbeit entwickeln. Das hieße Umschulung und völlige Neuausrichtung, es wäre mit hohen Risiken verbunden, und es würde viel Zeit kosten.

Wie man mit solchen Erfahrungen umgehen sollte

1 Nehmen Sie sie ernst

Mir passiert das sehr häufig: Ich blättere in einer Zeitschrift und finde einen Artikel über eine Frau, die a) eine erfolgreiche Anwaltskanzlei leitet, b) zwei Kinder hat, c) eine gesunde und vernünftige politische Einstellung hat, d) ein Ferienhaus im Burgund besitzt und e) unglaublich geschmackvolle Hosenanzüge trägt.

Ich beobachte an einem Flughafen die Leute und beneide jemanden, der a) offenbar vollkommen in ein interessantes Buch vertieft ist, b) völlig selbstzufrieden und gelassen wirkt, c) einen schicken Koffer dabei hat, d) schlicht und elegant gekleidet ist, e) von einer attraktiven Frau angesprochen wird, die sich als seine Partnerin entpuppt, woraufhin die beiden f) fröhlich in die Business Class einsteigen.



WELL WALK NW.3.

Ich beneide die Menschen, die hier wohnen.
(Well Walk, © Roberto Herrett, Alamy)

Anstatt derartige Erlebnisse als bloße Phantasien abzutun oder sie endlos zu wiederholen, sollte man sie sich genau anschauen und etwas daraus lernen. Es nicht einfach wegzuwischen bedeutet zunächst einmal, sich damit abzufinden, dass solche Erfahrungen wehtun. Ich habe mir etwas wirklich Gutes vorgestellt und bin zu dem Schluss gekommen, dass ich es nicht haben kann. Aber ich habe nicht vor, mir einzureden, dass es etwas Schlechtes ist, nur weil ich es nicht haben kann. Das Bedürfnis, das Ganze einfach wegzuwischen, äußert sich – etwas grob ausgedrückt – immer dann, wenn wir etwas im Grunde genommen Gutes als »piekfein« oder »versnobt« abtun.

Ein hilfreiches Konzept ist in diesem Zusammenhang Trauer. Wenn ein Mensch stirbt, dann ist uns bewusst, dass wir unsere Traurigkeit ernst nehmen müssen. Wir tun nicht einfach so, als wäre dieser Mensch gar

nicht gestorben, oder als spiele das keine Rolle. Auf eine weniger intensive, aber dennoch wichtige Weise sollten wir auch den Verlust von anderen Dingen betrauern, die wir wertschätzen. Eine Straße wie der »Well Walk« verdient unsere Wertschätzung. Man sollte traurig über die Seltenheit solcher Straßen sein, und über das verlorene Leben, das wir dort (unserer Phantasie zufolge) hätten führen können.

2 Machen Sie sich den Unterschied zwischen solchen Erfahrungen und ihrem psychologischen Verwandten bewusst: der Wunschvorstellung vom grenzenlosen Reichtum

Wenn ich plötzlich Milliardär wäre, würde ich ... ein großes Grundstück kaufen und mir das perfekte Haus bauen: eine alltagstauglichere Version des Blenheim Palace, etwas kleiner und mit einem entzückenden Garten im Innenhof. Ich würde meine Kinder nicht zur Schule schicken, sondern Hauslehrer einstellen. Ich würde furchtbar verärgert tun, wenn sie in den Salons herumtollen oder mit Fahrrädern in der riesigen Bibliothek herumfahren, hätte aber in Wirklichkeit eine unheimliche Freude daran, wie sie um die Claudes und Poussins herumturnen, und wenn sie die Möbel zerkratzen, würde ich nur lächeln. Kauf mehr! Ich hätte einen Swimming Pool aus Porphyrt, einen Privatjet, einen Palazzo in Venedig, ein Liebesnest in New York ...

Worin besteht der Unterschied zwischen diesem Traum und dem von einer Wohnung in einem Haus am Well Walk? Der Palast ist ein reines Hirngespinnst. Ich habe nicht die geringste Ahnung, was passieren würde, wenn ich plötzlich unheimlich reich wäre. Womöglich würde ich mich in ein gieriges, maßloses Monster verwandeln. Diese Art von Wunschvorstellung ist ein eskapistisches Gedankenspiel, deren einziger Zweck darin besteht, die Realität vorübergehend auszublenden.

Das Erlebnis beim Spaziergang durch den Well Walk dagegen ist kein Eskapismus, auch wenn ich versucht sein könnte, es als solchen abzutun. Ich kann daraus etwas Sinnvolles (wenn vielleicht auch schwer zu Verkraftendes) darüber lernen, was ein gutes Leben

usmacht. Wenn wir die Erfahrung am Well Walk und den Tagtraum von der unverhofften Milliarde in einen Topf werfen, dann verschenken wir die Gelegenheit, etwas aus dem Traum vom Well Walk zu lernen.

3 Seien Sie kreativ

Im Fall des Well Walk gibt es ein eindeutiges Skript. Es ist vollkommen klar, wie Sie sich mit Hilfe der einzelnen Elemente dieses Skripts ein gutes Leben aufbauen können. Der Reiz liegt in der Eindeutigkeit und Verlässlichkeit des Skripts. Er ist deshalb so stark, weil Sie eine klare Vorstellung davon haben, warum Sie in jenem Umfeld glücklich wären, oder warum Sie gerne wie das Paar am Flughafen wären, oder wie die Anwältin und Mutter.

Die Lösung kann daher nicht darin bestehen, andere eins zu eins zu kopieren. Das wäre keine gute Art, uns von Dingen inspirieren zu lassen, die wir bewundern. Nehmen wir den Fall eines Schriftstellers, der von Tolstois »Krieg und Frieden« begeistert ist. Dieser Roman handelt davon, wie sich der Russlandfeldzug Napoleons 1812 auf eine Reihe von Familien aus der russischen Aristokratie auswirkte. Nun könnte sich der Schriftsteller sagen: »Darüber sollte ich auch schreiben« und sich daranmachen, sich in das Moskau des frühen 19. Jahrhunderts einzulesen. Das wäre jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der falsche Ansatz. Schaut man auf das, was unter der Oberfläche liegt, so ist das Inspirierende an »Krieg und Frieden« die Kunstfertigkeit, mit der Tolstoi sich in das Innenleben seiner Figuren einfühlt. Und diese wunderbare Gabe kann man von den spezifischen historischen Gegebenheiten trennen, vor deren Hintergrund sich die Handlung entfaltet. Anstatt oberflächliche Merkmale nachzuahmen, sollten wir versuchen, uns die zugrundeliegenden Tugenden anzueignen.

Dinge, die uns als Erstes ins Auge stechen, gleichen dem historischen Hintergrund in Tolstois Roman. Der schicke Koffer, das Business-Class-Ticket, die Straße in Hampstead, das Ferienhaus im Burgund und die erfolgreiche Laufbahn als Anwältin – das sind alles oberflächliche Dinge.

Was wir eigentlich nachahmen sollten, ist in all diesen Fällen etwas anderes.

Entscheidend ist, was diesen Dingen zugrunde liegt: die Gelassenheit, die Behaglichkeit, die Errungenschaften und Kompetenz, die geschickte Organisation und das harmonische Familienleben. Der Schriftsteller, der Tolstoi so bewundert, könnte zum Beispiel über eine Gruppe von Lehrern im Glasgow der 1970er Jahre schreiben. Das Ergebnis könnte ein Buch im Geiste Tolstois sein – weil es von dessen Art der Charakterisierung und der Darstellung von Erfahrungen inspiriert ist –, ohne dass Russland oder Napoleon auch nur mit einem einzigen Wort erwähnt werden.

Dinge erscheinen uns oft als wertvoller und begehrenswerter, wenn sie von anderen befürwortet werden. Anstatt sich von Geldmangel ausbremsen zu lassen, sollten Sie kreativ etwas aus dem machen, was Sie bereits haben. Wischen Sie Ihren Neid nicht einfach vom Tisch. Kennen wir nicht alle Phantasien wie: »Ach, wenn ich doch nur dort und dort wohnen oder dies und jenes besitzen würde, dann wäre mein Leben ganz wunderbar«? Aber wenn Sie analysieren, was Sie an bestimmten Dingen eigentlich anspricht, so stellt sich häufig heraus, dass es nicht der Wunsch nach mehr Reichtum ist, sondern die Sehnsucht, einigen eher langweiligen Aspekten Ihres derzeitigen Lebens zu entfliehen. Es ist die Aussicht, »neu anzufangen« und der ein klein wenig andere, ein klein wenig bessere Mensch zu werden, der wir in unserer Phantasie gern wären.

V Ordnung schaffen

1 Vom Unterschied zwischen Wünschen und Bedürfnissen

Unsere wahren Bedürfnisse zu kennen ist etwas sehr Wertvolles. Denn Klarheit gebiert Entschlossenheit, und dadurch können wir unsere Energien besser bündeln.

Die Unterscheidung zwischen Wünschen und Bedürfnissen dient uns normalerweise dazu, unsere Hoffnungen zu dämpfen und uns selbst zu ermahnen, uns bescheidenere (vernünftiger, realistischere) Ziele zu stecken. Das Ferienhaus am Meer, den Sportwagen, das Abendessen in einem berühmten Restaurant – brauchen wir das wirklich? Natürlich nicht: All das sind nur Wünsche. Ganz nett, aber nicht notwendig. Ein kluges Verhältnis zu Geld setzt daher voraus, dass wir dem Impuls widerstehen, uns von unseren Wünschen leiten zu lassen, und uns auf das konzentrieren, was wir wirklich brauchen.

Tiefer gehend als Wünsche sind Bedürfnisse, sind diese doch aufs Engste mit der Vorstellung verbunden, die wir von unserem Leben haben. Indem wir uns fragen: »Brauche ich das?«, können wir uns darüber klar werden, wie wichtig uns etwas ist und inwiefern es uns dabei helfen kann, uns selbst zu verwirklichen. Letztlich läuft das auf die Frage hinaus: »Wozu brauche ich das?« Auf diese Weise können wir zwischen Bedürfnissen und bloßen Wünschen unterscheiden. Und das ist eine sehr sinnvolle Unterscheidung.

Die entscheidende Erkenntnis lautet jedoch, dass diese Unterscheidung eine andere ist als jene zwischen »bescheiden« und »luxuriös«. Nicht alle unsere Bedürfnisse lassen sich mit etwas Kleinerem, Minderwertigerem, Billigerem befriedigen.

So braucht eine hervorragende Geigerin möglicherweise einen Geigenbogen, der eine gigantische Summe Geld verschlingt. Trotzdem ist es gerechtfertigt, in einem solchen Fall nicht von einem Wunsch zu sprechen, sondern von einem Bedürfnis. Mit »Bedürfnis« meine ich hier natürlich nicht, dass etwas lebensnotwendig ist. Die Geigerin braucht den Bogen, weil er in ihrem Leben eine zentrale Rolle spielt. Sie hat einen erheblichen Teil ihres Lebens dem Erlernen einer Fähigkeit und der

Entwicklung einer Sensibilität gewidmet, die sie nur mit Hilfe eines solchen teuren, herausragenden Bogens zum Ausdruck bringen kann. Dieser Gegenstand wird im Leben der Geigerin also einen wichtigen Platz einnehmen. Würde die Geigerin sich sagen: »Oh, der ist aber ganz schön teuer. Dann brauche ich ihn nicht«, so würde sie ihrem eigenen Talent nicht gerecht.

Es ist daher keineswegs immer so, dass jemand sich alles leisten kann, was er oder sie braucht. Und daraus erwächst ein überaus starker und vernünftiger Anreiz, mehr Geld zu verdienen. Das »ideale« Einkommen müsste demnach so bemessen sein, dass wir unsere wahren Bedürfnisse stillen können.

Diese Sichtweise auf unsere Bedürfnisse macht deutlich, was schief läuft, wenn Menschen nach Luxusgütern streben, die sie eigentlich gar nicht brauchen. Diese Dinge helfen ihnen nicht dabei, sich selbst zu verwirklichen und zu entfalten. Was nicht unbedingt bedeutet, dass die Gegenstände an sich keinen Wert hätten. Es heißt nur, dass die betreffenden Menschen gar nicht über die Fähigkeiten und die Sensibilität verfügen, die sie bräuchten, um von ihrem Besitz zu profitieren.

Ein zentraler Begriff des modernen ethischen Vokabulars ist Gier. Doch entgegen dem vorherrschenden Sprachgebrauch ist Gier nicht das Verlangen, mehr zu besitzen als andere. Wenn Sie ein schönes Haus um seiner Schönheit willen besitzen wollen, hat das nicht unbedingt etwas mit Gier zu tun – selbst dann nicht, wenn Sie sich etwas wünschen, was sich die meisten gar nicht leisten könnten.

Wie unterscheidet man zwischen einem Wunsch und einem Bedürfnis?

Um diese Unterscheidung zu treffen, muss man sich fragen, worauf ein Wunsch beziehungsweise ein Bedürfnis hinausläuft. Letztlich geht es um die Frage: Inwiefern ist es klug (vernünftig, von praktischer Bedeutung), dass ich diesen Gegenstand zu besitzen trachte? Die Intensität des unmittelbaren Verlangens ist bei der Beantwortung dieser

Frage ein wenig verlässlicher und häufig irreführender Anhaltspunkt. Welche Funktion erfüllt der betreffende Gegenstand in meinem Leben? Wie wichtig ist er für meine Weiterentwicklung? Wie wichtig oder unverzichtbar ist er, damit ich ein gutes Leben führen und mein Potenzial möglichst gut entfalten kann?

Fragen Sie sich: »Inwiefern bringt es mich weiter, diesen Gegenstand zu besitzen?« Mit anderen Worten: Die Unterscheidung zwischen Wunsch und Bedürfnis führt uns mitten hinein in Fragen, die unsere Identität, unsere Moralvorstellungen und den Sinn des Lebens betreffen. Ohne sich ernsthaft mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, kann man der Frage nach dem eigenen Umgang mit Geld nicht gerecht werden.

Hier ein Beispiel: Bei uns im Ort gibt es einen Antiquitätenladen, in dessen Schaufenster ein Beistelltisch aus dem achtzehnten Jahrhundert ausgestellt ist. In unserem Wohnzimmer steht gegenüber dem Kamin ein Sofa, und rechts und links davon jeweils ein Beistelltisch mit Lampe darauf. Ich mag diese Anordnung sehr gerne. Wenn wir zum Abendessen Gäste eingeladen haben, servieren wir ihnen als Erstes im Wohnzimmer einen Aperitif. Was mir an der Einrichtung des Zimmers so gut gefällt, ist, dass sie etwas Formelles, Elegantes hat. Ich empfinde sie als wichtigen Ausdruck meines Charakters. Sie sagt etwas Wichtiges über meine Lebenseinstellung aus. Sie signalisiert, dass mir der Austausch und das Gespräch mit anderen wichtig sind. Das Problem ist, dass unsere zwei Tische nicht besonders gut zusammenpassen. Der eine ist deutlich eleganter als der andere. Der Tisch im Schaufenster passt viel besser zur Einrichtung unseres Wohnzimmers. Alles in allem würde ich also sagen, dass wir diesen Tisch brauchen. Natürlich können wir wunderbar ohne diesen Tisch auskommen. Trotzdem glaube ich, dass wir ihn besitzen sollten, weil er in meinem Leben eine wichtige Funktion erfüllen würde. Das hat nichts mit blinder Kauflust zu tun. Er wäre bei uns Teil eines Arrangements, das Werte zum Ausdruck bringt, an denen ich mein Leben ausrichte und die ich ernst nehme. Ich kann die ganz spezifischen Eigenschaften und Vorzüge dieses Tisches wertschätzen.

Nun habe ich allerdings schweren Herzens beschlossen, dass ich mir diesen Tisch nicht leisten kann. Aber das hindert mich nicht daran, ihn

weiterhin besitzen zu wollen. Ich habe nicht vor, mir einzureden, dass es ganz egal ist, ob ich ihn besitze oder nicht, nur weil ich ihn mir nicht leisten kann.

Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass die Unterscheidung zwischen »Wunsch« und »Bedürfnis« nichts mit der zwischen »schlicht« und »luxuriös« beziehungsweise »billig« und »teuer« zu tun hat. Das hat gewichtige Gründe. »Wunsch/Bedürfnis« ist eine psychologische Unterscheidung in Bezug auf die individuelle Selbstentfaltung und Ausschöpfung des eigenen Potenzials. Die Unterscheidung »schlicht/luxuriös« betrifft die Frage, wie einfach oder aufwendig gearbeitet ein Gegenstand ist. »Billig/teuer« ist eine Kategorie, die von Angebot und Nachfrage bestimmt wird.



Ich brauche diesen Tisch. Auch wenn ich natürlich ohne ihn leben könnte.
(Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Julian Scheffer.)

Der Kern der von mir empfohlenen Strategie läuft also unserer Intuition zuwider (und ist daher umso wichtiger): Zuerst müssen wir uns über unsere Bedürfnisse klar werden, ohne auf den Preis zu achten. Es kann gut sein, dass Sie sich bestimmte Dinge, die Sie brauchen, nicht leisten können. ebenso gut kann es sein, dass es keine gute Idee wäre, sich bestimmte Wünsche zu erfüllen – obwohl Sie es sich leisten könnten. Denn durch den Verzicht auf Unnötiges verschaffen Sie sich die Ressourcen, um wichtigere Dinge zu erstehen. Es geht also darum, eine innere Hierarchie zu entwickeln. Das Ergebnis ist eine Art Essay, eine Vorstellung davon, wie man sich im Laufe des Lebens selbst entfalten und weiterentwickeln möchte.

Bedürfnisse niederer, mittlerer und höherer Ordnung

Unglücklicherweise werden Bedürfnisse in der zeitgenössischen Kultur tendenziell mit der Sicherung des körperlichen Überlebens assoziiert. Das zu bekommen, was man braucht, ist im Grunde ein Menschenrecht. Bei Dingen, die man sich wünscht, sieht die Sache ganz anders aus.

Bedürfnisse lassen sich grob in drei Kategorien einteilen:

Bedürfnisse höherer Ordnung (Intrinsische Bedürfnisse)	Bedürfnisse mittlerer Ordnung (soziale/relative Bedürfnisse)	Bedürfnisse niederer Ordnung (Grundbedürfnisse)
Was man als Individuum braucht, um sich selbst zu entfalten und sein Potenzial möglichst gut auszuschöpfen.	Was man benötigt, um ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft zu sein – je nachdem, was das in einer bestimmten Gesellschaft bedeutet.	Was man als Staatsbürger braucht, um das eigene Überleben zu sichern: gesundes Essen, ein Dach über dem Kopf, Arbeit.

Zu den Bedürfnissen höherer Ordnung gehören tiefe Freundschaften, eine Lebensaufgabe, ein individueller Stil und emotionale Reife.

Beispiele für Bedürfnisse mittlerer Ordnung sind ein gut bezahlter Job, elegante Kleidung, Reisen in exotische Länder und freundschaftliche Kontakte zu angesehenen Menschen.

Bedürfnisse höherer Ordnung sind manchmal ziemlich schwer zu beschreiben und zu definieren, weil sie von Natur aus komplexer und schwerer zu fassen sind. Nichtsdestotrotz handelt es sich dabei um Bedürfnisse – also um etwas von entscheidender Bedeutung für unsere Selbstentfaltung. Leider ordnen wir sie häufig einem anderen, dringenderen Verlangen unter.

Zur Unterscheidung zwischen Bedürfnissen mittlerer und höherer Ordnung

Bei Bedürfnissen mittlerer Ordnung, die mit sozialer Eingebundenheit, Status innerhalb einer Gemeinschaft und der Beziehung zu anderen zu tun haben – mit der Frage, wie gut man in der Gesellschaft verwurzelt ist –, gibt es häufig einen sehr engen Zusammenhang mit Geld. Sie richten sich auf Dinge, die in gewisser Hinsicht am heißesten begehrt sind. Der Eindruck, dass es einen Zusammenhang zwischen Geld und Glück gebe, entsteht ja gerade deshalb, weil Geld die unmittelbare Voraussetzung dafür ist, sich mehr von diesen »Gütern mittlerer Ordnung« zu verschaffen. Paradoxerweise gleicht die Jagd nach solchen Gütern mittlerer Ordnung dem Versuch, den Horizont zu erreichen, denn je mehr wir davon besitzen, desto mehr wird uns bewusst, wie wenig wir haben.

In »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« beschreibt Marcel Proust ein perfektes Beispiel für dieses Dilemma: Sie lernen auf einer Party einen langweiligen, unangenehmen Zeitgenossen kennen, und wünschen sehnlichst, Sie würden zu den richtigen Partys eingeladen, wo Sie wirklich interessante Leute treffen könnten. Schließlich gehen Sie zu so einer Party, aber die interessanten Leute dort laden Sie nicht zu ihren Partys ein. Und als Sie endlich eingeladen werden, stellen Sie fest,

dass es viel begehrt ist, vom selben Gastgeber zum Mittagessen eingeladen zu werden. Schlussendlich schaffen Sie es, eine solche Einladung zu ergattern – und treffen dort den langweiligen, unangenehmen Zeitgenossen, den Sie schon auf der ersten Party nicht abschütteln konnten.

Der entscheidende Schritt in der ökonomischen Entwicklung eines Individuums oder einer Gesellschaft ist der vom Streben nach Gütern mittlerer Ordnung hin zum Streben nach Gütern höherer Ordnung. Manchmal müssen wir uns von Bedürfnissen mittlerer Ordnung, wie Status oder gesellschaftlichem Ansehen, lösen, damit wir uns auf Bedürfnisse höherer Ordnung konzentrieren können. Dafür braucht man nicht mehr Geld, sondern mehr innere Unabhängigkeit.

Unsere Bedürfnisse höherer Ordnung werden oft auf indirektem Weg befriedigt. Was wir dafür eigentlich brauchen, ist Zeit, geistiger Freiraum, Klugheit und Einfühlungsvermögen in das Denken und Leben anderer.

Die indirekten Kosten von Bedürfnissen höherer Ordnung

Wenn man Romane wie »Mansfield Park« oder »Krieg und Frieden« genießen will, muss man das jeweilige Buch nicht nur besitzen (das kann man ja zu einem geringen Preis erstehen), sondern auch über die nötige Zeit verfügen, es langsam und aufmerksam zu lesen. Es setzt voraus, dass man die innere Ruhe hat, eine Stunde früher ins Bett zu gehen, sich in die Badewanne zu legen oder sich in ein Café oder auf eine Parkbank zu setzen – und nicht ständig sorgenvoll und nervös auf- und abzutigern. Und es bedarf eines gewissen Vorwissens, damit man sich mit dem Inhalt ernsthaft auseinandersetzen kann. Ein solcher Roman kann Ihre Bedürfnisse höherer Ordnung nämlich nur befriedigen, wenn Sie selbst eine ganze Reihe von Voraussetzungen mitbringen.

Bedürfnisse höherer Ordnung sind jedoch nichts Hochtrabendes oder Abgehobenes. Das Gefühl, verstanden zu werden, etwas von bleibendem Wert zu schaffen, Einblicke in das Seelenleben anderer zu erhalten, die eigene Gefühlswahrnehmung zu schärfen – all das sind

alltägliche Bedürfnisse. Und sie werden gestillt – oder bleiben ungestillt –, während wir unserer Wege gehen und versuchen, unsere offensichtlicheren Bedürfnisse zu befriedigen.

Was haben Bedürfnisse höherer Ordnung mit Status zu tun?

In einem eleganten Haus in einem noblen Viertel zu wohnen befriedigt ein Bedürfnis höherer Ordnung – und doch wird es oft mit einem sozialen Bedürfnis mittlerer Ordnung verwechselt. Deutlich wird das häufig durch die Verwendung von Wörtern wie »feudal« und »versnobt«. Sie verweisen auf gesellschaftliche Ambitionen, also auf Bedürfnisse mittlerer Ordnung. Jemand möchte sich als etwas Besseres fühlen und kauft sich deshalb ein großes Haus; er möchte das Gefühl haben, mit den oberen Zehntausend zu verkehren, und geht deshalb in vornehme Restaurants oder in die Oper; er möchte als Mann von Geschmack wahrgenommen werden und sammelt zu diesem Zweck Kunst. Wer das als »feudal« oder »versnobt« kritisiert, unterstellt damit, dass all das einzig dazu dient, den eigenen Status aufzubessern. Und insofern als das der Grund ist, der sich hinter diesem Verhalten verbirgt, ist die Kritik absolut berechtigt. Aber im Allgemeinen ist derartige Kritik ein eher primitives Mittel, das vor allem von Missgunst zeugt. Sie blendet aus, dass jemand möglicherweise in die Oper oder in schicke Restaurants geht und sich ein großes Haus oder teure Kunstwerke kauft, um Bedürfnisse höherer Ordnung zu befriedigen. Letztlich läuft das auf die Unterstellung hinaus, bei »Bedürfnissen höherer Ordnung« gehe es in Wahrheit immer um Status. Das aber ist unzutreffend. Es ist allerdings insofern eine schwierige Frage, als es tatsächlich ziemlich viele Leute gibt, die ausschließlich aus Statusgründen in Dinge investieren, die eigentlich der Befriedigung von Bedürfnissen höherer Ordnung vorbehalten sein sollten. Die Lösung dieses Dilemmas liegt jedoch nicht darin, die Gegenstände an sich zu verdammen. Vielmehr sollten wir unsere Wahrnehmung dafür schärfen, welche Motive im Spiel sind, und ehrenwerte Motive besser von unehrenhaften unterscheiden lernen.

Der Schlüssel zu dieser Unterscheidung liegt in einer klaren Vorstellung davon, worin der Unterschied zwischen Bedürfnissen mittlerer Ordnung und solchen höherer Ordnung liegt.

Gut möglich, dass das Streben nach Status in der menschlichen Natur unauslöschlich angelegt ist. Falls dem so ist, sollten wir nicht vergeblich versuchen, es auszumerzen, sondern uns stattdessen bemühen, daran zu arbeiten. Das Ziel bestünde dann darin, einen hohen Status an die richtigen Bedingungen zu knüpfen. Jemanden zu bewundern oder zu beneiden ist nicht an und für sich etwas Schlechtes. Die Frage, die wir uns stellen müssen, lautet, warum wir diese Person beneiden. Wenn jemand einen hohen Status hat, weil er klug und großzügig ist, einen Sinn für Schönheit hat und anderen hilft, ihr Potenzial auszuschöpfen, so ist sein hoher Status wohlverdient. Wenn wir ihn um diese Eigenschaften beneiden und ihm darin nacheifern, dann spielt Neid in unserem Leben eine produktive Rolle. Knüpfen wir den Status eines Menschen dagegen daran, welche Kreditkarte er hat, welche Universität er besucht hat oder welches Auto er fährt, so beruht diese Zuschreibung nicht auf seinen Verdiensten. Im Allgemeinen neigen wir dazu, Neid als zerstörerisches Gefühl wahrzunehmen, von dem man sich besser fernhalten sollte. Dabei kann Neid sehr nützlich sein – wenn er uns den richtigen Weg weist.

Status ist ein Gruppenphänomen. Er beruht darauf, dass Menschen in einer Gruppe dazu neigen, zu manchen auf- und auf andere herabzuschauen, die einen zu bewundern und die anderen zu verachten. Einige werden von der ganzen Gruppe als Vorbilder betrachtet, andere gelten allen als abschreckendes Beispiel. Wie solche Zuschreibungen erfolgen, ist sehr unterschiedlich. In einer Gruppe oberflächlicher, böswilliger Menschen wird die Zuschreibung von Status nach furchtbaren Kriterien erfolgen, und derjenige mit dem höchsten Status wird ein gewalttätiger, gefühlloser Egozentriker sein. In einer Gruppe kultivierter, ernsthafter Menschen dagegen wird der Status jedes Einzelnen den inneren Wert dieser Person widerspiegeln.

Daraus folgt, dass es unglaublich wichtig ist, uns mit den richtigen Menschen zu umgeben. Wie Status in der Gesellschaft insgesamt zugeschrieben wird, können wir als Einzelne nicht beeinflussen. Aber in

unserem Freundeskreis können wir eine vernünftige Zuschreibung von Status anstreben und daran mitwirken.

Die Sorge um den eigenen Status ist eine Quelle von Geldsorgen. Status an sich ist weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes. Alles hängt davon ab, woran der Status eines Menschen festgemacht wird – und die Kriterien dafür reichen von oberflächlich (Automarke, Haarfarbe) bis hin zu klug und tiefgründig (Weisheit, Güte). Es ist unsere Pflicht, uns selbst und anderen gegenüber, daran mitzuwirken, dass die Grundlage, auf der Status zugeschrieben wird, vom oberflächlichen Ende des Spektrums hin zum tiefgründigen verschoben wird. Wenn wir das tun, so werden wir feststellen, dass wir uns immer weniger Sorgen um Geld machen, und unsere Aufmerksamkeit immer mehr auf das eigentlich Wesentliche richten: die wahre Grundlage eines guten Lebens.

2 Wie viel Geld brauche ich?

Versuchen Sie zu beschreiben, was Sie wirklich brauchen, damit Sie sich selbst entfalten und Verantwortung für andere übernehmen können. Es ist wichtig, dass Sie bei dieser Übung ganz konkret werden. Die Frage der Kosten bleibt dabei zunächst außen vor.

Im Bemühen, realistisch zu sein, verbauen wir uns so manchen Weg, noch bevor wir uns die Zeit genommen haben, zu Ende zu denken, unter welchen Umständen er vielleicht gangbar wäre. Anders ausgedrückt: Wir fragen uns meist lediglich, was wir uns realistischerweise leisten können. Zuerst sollten wir uns aber fragen, was wir realistischerweise brauchen.

Im Grunde geht es um einen Prozess, in dessen Verlauf Sie nach und nach herausarbeiten, was realistisch ist und was ins Reich der Phantasie gehört – das dauert seine Zeit, aber auf diese Weise können wir unser Wissen über uns selbst und andere deutlich erweitern. Die Aussage »Ich brauche einen Privatjet« zum Beispiel ist aus dem Mund der meisten Leute völlig sinnlos. Denn auch wenn das sicherlich ein Heidenspaß wäre – die wenigsten Menschen sind wirklich auf ein Transportmittel angewiesen, das sie möglichst schnell von A nach B bringen kann, um sich selbst zu entfalten.

Versuchen Sie als Nächstes, die Kosten für all das zu beziffern, was Sie zu Ihrer Selbstentfaltung brauchen. Hier finden Sie eine Aufstellung der Ausgaben, die nötig sind, damit alle Mitglieder meiner Familie ihr Potenzial möglichst gut ausschöpfen können. Es ist ein Versuch herauszufinden, wie viel Geld meine Frau und ich im Jahr brauchen.

Bedürfnis	Buchungsposten	Minimalbudget (AU\$)	Tatsächlicher Bedarf (AU\$)	Idealbudget (AU\$)*
Ein schönes Zuhause	Ein hübsches Haus (schöner Altbau, groß genug), gute Lage hinsichtlich der Entfernung zu	27 000 (Anschaffungskosten aufs Jahr	55 000	125 000

	Arbeitswegen und Schulen	umgerechnet)		
	Instandhaltungs- und Renovierungskosten	1000	5000	10 000
	Gartenpflege und -verschönerung	Selber machen	2500	10 000
	Inneneinrichtung (Gemälde, Antiquitäten, Haushaltsgeräte usw.)	Was wir haben, genügt	12 500	50 000
	Nebenkosten (Versicherungen, Telefon- und Internetanschluss, Strom, Wasser)	6500	6500	10 000
	Grundsteuer	650	1250	1850
Reisen (zusätzlich zu berufsbedingten Reisen)	Familienurlaub in Europa (Flugtickets, schöne Ferienwohnung)	Zu Hause bleiben	24 000	85 000
Sport und Fitness	Mitgliederbeitrag und Gebühren im Tennisclub, Yoga, Pilates, Segelstunden	2000	5000	5000
Ausbildung unserer Kinder		5000	24 000	24 000
Sparen für die weitere Ausbildung der Kinder		2000	20 000	85 000
Kinderspielzeug		500	2000	2000
Kleidung		1000	3500	12 500
Essen und Trinken		7000	10 000	25 000

Essen gehen	zzgl. Babysitter	Selber kochen	2500	5000
Altersvorsorge		Später drüber nachdenken	22 000	100 000
GESAMT	Erforderliches Nettoeinkommen	52 650	195 750	550 350

* Zum Zeitpunkt der Drucklegung entsprach 1 AU\$ etwa 0,80 €.

Der Zweck einer solchen Aufstellung besteht nicht darin, nach Einsparpotenzialen zu fahnden, sondern sich darüber klar zu werden, was man zur eigenen Selbstentfaltung braucht – ohne die Augen davor zu verschließen, dass man sich manche Dinge, die man eigentlich braucht, nicht leisten kann. Das ist schmerzlich. Wenn ich mir meine eigene Aufstellung ansehe, bin ich der Verzweiflung nahe. Wir bewegen uns wesentlich näher am »Minimalbudget« als am »tatsächlichen Bedarf«, und das »Idealbudget« erscheint mehr oder weniger unerreichbar. Es geht bei dieser Übung jedoch nicht darum, sich selbst zu kasteien, sondern darum, der Wahrheit nüchtern ins Auge zu blicken. Vor diesem Hintergrund können wir uns dann Gedanken darüber machen, was wir tun müssen, um der Befriedigung unserer tatsächlichen Bedürfnisse näherzukommen.

Im Folgenden möchte ich Ihnen von zwei Fällen erzählen, in denen Bekannte von mir ihr Leben verändert haben, damit sie ihre wahren Bedürfnisse besser stillen können. Sie geben jetzt alles in allem nicht weniger aus. Aber sie geben ihr Geld gezielter für Dinge aus, die ihnen wichtig sind.

Derek und Jasmine

Architektur hat Derek und Jasmine schon immer fasziniert. Es genügt ihnen nicht, einfach nur schöne Gebäude anzuschauen und

Zeitschriften für Inneneinrichtung zu lesen. Sie wollen in einem interessanten Haus wohnen. In London war das jedoch weit jenseits ihrer Möglichkeiten. Daher fällten sie vor etwa drei Jahren die gewichtige Entscheidung, in ein französisches Dorf umzuziehen. Sie suchten nach einem Ort, an dem sie, gemessen an ihrem Einkommen, in einem geradezu prunkvollen Haus wohnen konnten.

Der Umzug fiel ihnen in mancherlei Hinsicht schwer. Sie mussten einige gute Freunde zurücklassen, und Derek musste sich einen anderen Beruf suchen. Sie setzten alles auf eine Karte und beschlossen, dass es ihnen wirklich viel bedeutete, in einem alten, ziemlich großen Haus mit Obstgarten zu wohnen. In der Gegend um London hätte so ein Haus Millionen gekostet. In der Normandie war es um ein Vielfaches günstiger zu haben. Die entscheidende Voraussetzung war jedoch die Erkenntnis, dass ein solches Umfeld ihnen wichtig genug war, um dafür auf andere Dinge zu verzichten.

Familie Jennings

Die Jennings beschlossen, Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke abzuschaffen und stattdessen interessante Reisen zu unternehmen. Für die Kinder war es ziemlich hart, weil sie sich vor ihren Freunden ständig dafür rechtfertigen mussten, dass sie nie ein neues Fahrrad bekamen und weder teures Spielzeug noch technische Spielereien besaßen, die ihren Status im Freundeskreis erhöht hätten. Die Jennings setzten darauf, dass es für die Selbstentfaltung aller Familienmitglieder insgesamt wertvoller war, statt teurer Geschenke lieber gemeinsam durch Schottland zu wandern oder antike Ruinen in der Türkei zu besichtigen.

In beiden Fällen haben wir es mit einer Entscheidung für Dinge zu tun, die ziemlich viel Geld kosteten. Sowohl Derek und Jasmine als auch die Jennings stellten sich der schwierigen Frage: Was ist uns wirklich wichtig? Wir sollten ihrem Beispiel nacheifern.

Fragen Sie sich zunächst: Welche Aktivitäten, Erfahrungen und Gegenstände sollten langfristig im Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit

stehen? Ist mir ein unvergesslicher Urlaub wichtiger als viele Geschenke? Ist mir das Haus, in dem ich wohne, wichtiger als der Ort, an dem es gebaut wurde? Welche von den vielen Dingen, die ich mir wünsche, bringen mich in meiner Selbstentfaltung am ehesten weiter? (Diese sollten wir als Bedürfnisse einstufen.)

Fragen Sie sich dann: Welche meiner Wünsche sind unter dem Strich weniger wichtig für mein langfristiges Wohlergehen? Die damit verbundenen Entscheidungen können sehr schmerzlich sein. Sie zwingen uns, bestimmte Wünsche zurückzustellen und unerfüllt zu lassen. Aber wenn wir unsere finanziellen Ressourcen auf die wichtigsten Dinge konzentrieren wollen, darf uns dieser Preis nicht zu hoch sein.

3 Preis contra Wert

Bei solchen Kostenaufstellungen wie meiner obigen stößt man auf das Problem, dass sich für viele Dinge kein eindeutiger Preis angeben lässt. Nehmen wir an, Ihnen ist es sehr wichtig, dass Ihre Wohnung schön eingerichtet ist. Wie viel müssen Sie dafür ausgeben? Das hängt teilweise davon ab, wie gut Sie darin sind, schöne Dinge aufzuspüren und zu kaufen. Ein und dieselbe Kommode kann in dem einen Geschäft viermal so viel kosten wie in dem anderen.

Preise sind Verhandlungssache, sie ergeben sich aus Angebot und Nachfrage. Der Preis eines Autos beispielsweise hängt davon ab, wie viele Menschen dieses Auto besitzen wollen, wie viel diese dafür zu zahlen bereit sind und wie groß das Interesse des Herstellers ist, möglichst viele davon zu verkaufen. Das Ganze ist ein öffentlicher Prozess, an dem viele Leute beteiligt sind – Ihre Stimme spielt für die Höhe des Preises in aller Regel keine Rolle.

Der Wert eines Gegenstandes dagegen ist eine persönliche, ethische und ästhetische Zuschreibung – die letztlich jeder anders vornimmt, in Abhängigkeit von persönlichem Urteilsvermögen, Klugheit und Charakter.

Wie viel »Wert« kann man mit einer bestimmten Menge Geld »schöpfen«? Wie wir alle wissen, gibt es diesbezüglich enorme Unterschiede. Manche Menschen können eine vergleichsweise kleine Menge Geld in wunderbare Erlebnisse ummünzen. Sie unternehmen traumhafte Urlaubsreisen und sind reizende Gastgeber, an ihren Wänden hängen interessante Gemälde, und ihre Möbel sind absolut beneidenswert. Solche Menschen versuchen nicht unbedingt, Geld zu sparen. Sie sind einfach nur ungewöhnlich findig.

Das sind die Geheimnisse solcher findigen Menschen:

1. Sie wissen, was für unvergessliche Erlebnisse nötig ist und was nicht. So ist es den meisten Leuten zum Beispiel relativ egal, welcher Wein bei einem Abendessen serviert wird, solange er einigermaßen trinkbar ist.

2. Sie kümmern sich nicht um Moden – dadurch kann man viel Geld sparen. Sie beurteilen Gegenstände, Ideen und Menschen nach ihren intrinsischen Vorzügen (und nicht nach ihrem Status, also auf Grundlage dessen, was andere denken).
3. Sie haben Geschmack: Sie haben klare Vorstellungen davon, was ihnen gefällt und warum es ihnen gefällt – und können dadurch Schönheit entdecken, wo andere achtlos vorbeigehen.
4. Sie sind kreativ: Sie sehen das Potenzial, das in etwas steckt, und sie scheuen sich nicht, dieses Potenzial eigenverantwortlich zu nutzen. Und sie haben den dafür nötigen inneren Elan und das richtige Gespür.

All das sind Eigenschaften, die man in der Regel nicht im Wirtschaftsunterricht lernt, die für unser ökonomisches Fortkommen jedoch von entscheidender Bedeutung sind.

Geld ist (um es noch einmal zu sagen) ein Tauschmittel. Geld kann man gegen wertvolle Dinge eintauschen. Doch dieser Austausch ist in vielen Fällen eine Kunst, und nur manchmal eine Wissenschaft. Bei dieser Kunst geht es um die Weisheit und Klugheit, sich die Dinge zu verschaffen, die einem wirklich wichtig sind. Was kostet es zum Beispiel, ein Essen zu geben oder ein Zimmer geschmackvoll einzurichten? Wie viel muss man für ein großartiges Gemälde oder für attraktive Kleidung ausgeben? Auf diese Fragen gibt es keine eindeutige Antwort. Sie hängt ganz von unserer Kreativität, Findigkeit und inneren Unabhängigkeit ab.



Vergessen Sie den Teppich – kaufen Sie sich lieber ein schönes Hemd. Verzichten Sie auf Unnötiges – verwenden Sie große Sorgfalt darauf, Ihre Wände zu bemalen.

Wilhelm Ferdinand Bendz, Zimmer an Amaliegade, um 1830.

(Zimmer an Amaliegade, um 1830, von Wilhelm Ferdinand Bendz (1804-1832), © Den Hirschsprungske Samling / akg-images.)

Vielleicht denken Sie jetzt: »Das ist ja alles schön und gut, aber ich bin nun mal nicht sonderlich kreativ.« Das Entscheidende ist meines Erachtens nicht, das Auge eines Innenarchitekten zu haben. Es geht um eine ganz nüchterne Herangehensweise. Schauen Sie sich zum Beispiel einige Dinge an, die Sie besonders ansprechen, und fragen Sie sich: Was sehe ich eigentlich darin? Ich zum Beispiel wollte schon immer ein Service aus alten Kaffeetassen und den passenden Untertassen haben, konnte es mir aber nie leisten. Eines Tages bin ich über ein Bild von einem Zimmer gestolpert, in dem ein ziemliches Durcheinander herrschte. Auf einem großen Tisch standen jede Menge alter Tassen herum, die überhaupt nicht zusammenpassten. Diese »Sammlung« hat mir nicht gefallen, aber sie hat mir die Augen dafür geöffnet, dass es gar

nicht so wichtig ist, ob die Tassen und Untertassen zusammenpassen – und einzeln kann man sie viel günstiger bekommen. Heute besitze ich selbst eine ansehnliche Sammlung von Einzelstücken. Ich benutze sie jeden Tag und habe meine Freude daran. Das ist nur ein ganz kleines Beispiel, aber es veranschaulicht die Herangehensweise. Die Ideen liegen auf der Straße. Man muss nur mit offenen Augen durchs Leben gehen.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel etwas größeren Maßstabs. Kürzlich wurde bei uns um die Ecke ein Haus zum Verkauf angeboten. Es unterscheidet sich deutlich von unserem. Wir leben in einem alten Haus, auf das die heutigen Standard-Verkaufsargumente nicht passen. Es ist nicht »lichtdurchflutet«, es hat keine »große Wohnküche«, und es ist auch nicht »der Traum jeder Gastgeberin« (wir haben hier trotzdem schon viele schöne Essen gegeben). Ab und zu ernten wir bei unseren Nachbarn mitleidige Blicke.

Das Haus um die Ecke ist keine Schönheit. Es ist auch nicht größer als unseres und hat einen kleineren Garten. Aber es passt in die Schubladen der Immobilienmakler und erfüllt die Erwartungen heutiger Käufer. Der Preis, zu dem es verkauft wurde, entsprach der Hälfte dessen, was unser Haus wert ist. Für den Differenzbetrag müsste ich mehrere Jahre arbeiten. In gewisser Hinsicht haben wir einfach nur großes Glück. Was uns an unserem Haus so gut gefällt (die verwinkelten Ecken, die überraschenden Stufen und Niveauunterschiede, die interessanten architektonischen Details), hat dort, wo wir wohnen, keinen hohen Marktpreis zur Folge. Doch das Wissen darum, dass wir weniger dafür bekommen würden als die Besitzer des Hauses um die Ecke, macht unser Haus nicht weniger wertvoll für uns.

4 Sehnsucht und Angst

Mein Vater pflegte alles, was mit Finanzen zu tun hatte, in einem Rollsekretär aufzubewahren. Ab und zu ertappte ich ihn dabei, wie er ihn ein Stück weit aufmachte und eine Handvoll aufgerissener Umschläge und zerknitterter Papiere hineinstopfte. In den Schubladen befanden sich haufenweise Rechnungen, Dokumente, amtliche Vordrucke, Briefe und Listen in krakeliger Schrift, gestempelte Anschreiben und aus Notizbüchern herausgerissene Seiten.

Ich sah meinem Vater die Scham und die Schuldgefühle an, wenn er einen weiteren Stapel Papiere in diesem Sumpf verschwinden ließ.

Damals dachte ich, die eigenen Unterlagen perfekt zu ordnen sei ein Kinderspiel. Als fast 14-Jähriger mit einem Jahreseinkommen von 26 Pfund, der weder Steuern noch Rechnungen zu zahlen hatte und sich in Gelddingen für nichts schämen und vor nichts fürchten musste, führte ich über meine gelegentlichen Ausgaben peinlich genau Buch.

Hier die ersten Zeilen des Oktobers 1980:

Vom September	hab ich noch	20,75 £
03. 50p von Opa bekommen	jetzt hab ich	21,25 £
06. Für 2,99 £ »Denke wie ein Großmeister« gekauft	jetzt hab ich noch	18,26 £
10. 50p von Opa bekommen	jetzt hab ich	18,76 £

Damals ruhte mein Blick mit großer Zufriedenheit auf diesen Zeilen. Ich hatte eine schöne Handschrift. Heute dagegen ist meine eigene Geldschublade ein derart alpträumaftes Labyrinth, dass mir schon der bloße Gedanke, es zu öffnen, Bauchgrimmen verursacht. Ich werde die Informationen oder Belege, die ich suche, niemals finden. Je dringender ich etwas brauche, desto verzweifelter die Suche, und desto unordentlicher werden die Stapel. Die Abwärtsspirale dreht sich immer schneller. Ich bin ruiniert. Wut und Verzweiflung ergreifen Besitz von mir. Am liebsten möchte ich die Papiere stapelweise aus dem Fenster werfen und mich in mein Schicksal fügen – Scheidung, Armut oder

Gefängnis.

Aber warum? Warum fällt es mir so furchtbar schwer, ein einfaches, klares und überschaubares System zu finden und durchzuhalten, das mir Überblick über meine Finanzen verschafft? Was hindert mich daran, mir selbst darüber Rechenschaft abzulegen, wo ich stehe, wo die Reise hingeht, wie viel ich ausgegeben habe und wie viel ich gespart habe (oder wie viel ich im Minus bin)? Langweilt es mich, Dinge zu ordnen, Buch zu führen, Belege abzuheften und Formulare auszufüllen? Bin ich schlicht und ergreifend faul? Eigentlich mag ich klar umgrenzte, knifflige, sich wiederholende Aufgaben ganz gerne. Ich muss mich oft von einem Sudoku losreißen und sortiere mit Hingabe Puzzleteile. (Ich ordne sie am liebsten nach Anzahl und Form der Nasen und Einkerbungen.) Wenn ich Monopoly spiele, achte ich geradezu fanatisch darauf, dass mein Geld und meine Karten perfekt geordnet sind. Obwohl also bei mir (und bei denen, die mir am nächsten stehen) die spontane Reaktion lautet, mir Faulheit vorzuwerfen und darauf zu bestehen, dass ich endlich in die Puschen komme, auch wenn es mich langweilt, sind Faulheit und ein gewisser Hang zur Langeweile nicht der Grund meiner Schwierigkeiten. Faulheit und Langeweile sind nicht die Ursachen, sondern nur die Symptome.

Die Ursache ist psychologischer Natur: Ich habe Angst, mich diesem Thema anzunähern, ähnlich wie man instinktiv seine Hand von einer heißen Herdplatte zurückzieht. Wir schrecken psychologisch – im Geiste, in unserer Vorstellung – vor etwas zurück, wenn wir befürchten, dass es unserer Seele schweren Schaden zufügen könnte. Es handelt sich also um eine tiefsitzende, ernstzunehmende Angst. Diese Angst gilt es zu überwinden – aber das geht nur, wenn wir sie nicht missverstehen.

Meine Angst davor, meine Geldschublade zu ordnen, ist vergleichbar mit meiner Höhenangst. Ich weiß, dass sie unbegründet ist, aber sie fühlt sich ebenso real an wie die Angst vor einer konkreten Gefahr. Wenn einem schwindlig ist, hat man das Gefühl, jeden Moment haltlos in die Tiefe zu stürzen – obwohl man völlig sicher ist. Die Angst ist real.

In meiner Phantasie gibt es für dieses Problem eine Lösung, die einerseits zum Verrücktwerden, andererseits aber völlig logisch ist: Geld. Ich hätte ein besseres Verhältnis zu Geld, wenn ich mehr davon besitzen

würde. Aber weil ich mit meiner Einstellung zu Geld so unzufrieden bin, komme ich nicht an mehr Geld ran. Der Ursprung für mein finanzielles Chaos liegt in meiner unglücklichen Beziehung zu Geld. Und die Verwirrung und Ängste, die mit diesem Chaos einhergehen, machen alles nur noch schlimmer. Es ist eine zentrale (derzeit jedoch vernachlässigte) Aufgabe von Kunst, uns dabei zu helfen, solche psychologischen Probleme, die uns tagtäglich behindern, anzugehen und zu überwinden.

Auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, sich ausgerechnet vom römischen Dichter Vergil Rat zu erhoffen. In den ersten Jahren des Kaiserreichs (Augustus war sein wichtigster Mäzen) schrieb Vergil eine Reihe von Gedichten über den Landbau, die *Georgica*. Diese Gedichte sind eine Art Handbuch, aus dem man lernen kann, wann die rechte Zeit zum Pflügen ist, wie man Bienen züchtet und wie man Wein anbaut. Aus heutiger Sicht liegt ihre Bedeutung darin, dass Vergil aufzeigt, welche Würde, welcher Reiz und wie viel Tugend in den kleinen, aber lästigen Schwierigkeiten des Alltags und dem Demut lehrenden, routinierten Umgang mit Ressourcen liegt. Das Buch ist für Leser gedacht, die keine geborenen Bauern sind, sondern eher das Gefühl haben, dass sie öfter mal faul oder leicht gelangweilt sind – und die davor zurückscheuen, über all diese Dinge gleichzeitig nachzudenken.

Vergils Ausgangspunkt lautet: Es gibt Tätigkeiten, die man um ihrer selbst willen gerne tut, unabhängig davon, welchem Zweck sie dienen. Ganz ähnlich hat Goethe mehr als 1700 Jahre später die Vorzüge der doppelten Buchführung gepriesen. Er lenkte die Aufmerksamkeit weg von den Einnahmen und Ausgaben und hin zur Methode der Buchführung. Die Schönheit der »Zaubersprache der Buchführung« lag für Goethe in der Genauigkeit dieser scheinbar langweiligen Tätigkeit. Vergil schreibt als absolut zentrale Figur der Bildungskultur seiner Zeit, als ein berühmter Mann mit großer moralischer Autorität. Diese Position nutzt er in seinen Schriften, um unser Augenmerk auf vermeintlich nebensächliche, praktische Dinge zu lenken – etwa darauf, womit man sich bei Regen beschäftigen sollte (Getreidesäcke nummerieren, Körbe flechten, den Pflug reparieren, Korn mahlen). Er vermischt höchst praktische Ratschläge mit Ausführungen über die

Götter und den Sinn des Lebens. Das Kleine verbindet sich mit dem Großen, so dass man sich bei der Verrichtung scheinbar unwichtiger Tätigkeiten bewusst ist, wie und warum man damit zu etwas wahrhaft Gutem beiträgt. Dadurch empfindet man das eigene Tun nicht mehr als sinnlos.

Viele neigen zu der Ansicht, dass lästige Aufgaben leichter zu ertragen sind, wenn man sie isoliert und vom restlichen Leben fernhält. Das war, wie ich glaube, auch der Zweck des stets verschlossenen Rollsekretärs meines Vaters: eine lästige, unangenehme, langweilige Aufgabe abzuschotten, damit sie das übrige Leben nicht verdirbt. Vergil und Goethe sehen es genau andersherum. Sie greifen alltägliche, schwierige, gleichförmige Tätigkeiten auf und stellen sie ins Zentrum des eigenen Selbstbildes.

In einem Gedicht thematisiert Vergil den Rhythmus der Arbeit. Es ist Herbst:

Dem Landwirt kehrt die Arbeit im Kreislauf wieder, das Jahr rollt auf seiner eigenen Spur in sich zurück; und wenn erst die Reben ihr spätes Laub niedergelegt haben und der kalte Boreas dem Wald den Kopfschmuck heruntergeschüttelt hat, dann hat der eifrige Landmann seine Sorge schon längst aufs kommende Jahr ausgedehnt. Mit des Saturnus krummem Zahn stellt er dem, was vom Weinstock übrig ist, nach, stutzt und putzt ihn zurecht. Sei du der Erste beim Erdeausheben, der Erste beim Reisigabkarren und -verbrennen, der Erste, der die Pfähle unters Dach bringt, mit der Lese der Letzte. Zweimal wächst Schatten über die Weinstöcke, zweimal deckt das Unkraut die Setzlinge dick mit Dornen zu, beides macht harte Arbeit.

Seine Zeilen machen die Tätigkeit, über die er schreibt, kein bisschen leichter. Aber sie verleihen der Arbeit Würde, indem sie diese in einen größeren Lebenszusammenhang einbetten. Er schreibt über die Mythologie, den Wechsel der Jahreszeiten und lokale religiöse Gebräuche und beschreibt die Weisheit und den Weitblick des guten Bauern, die ihren Ausdruck in der Hingabe an all die kleinen Schritte findet, die zur Kultivierung des Bodens erforderlich sind.

Damit sind wir bei einer wichtigen Parallele zum kontinuierlichen Bemühen, die eigenen Finanzen in Ordnung zu halten. Man stelle sich einen zeitgenössischen Vergil vor, der uns den Rhythmus des Finanzjahres näherbringt ... Nun, da die letzten Schwalben gen Süden ziehen und die ersten Winterstürme am Dache rütteln, ist es an der Zeit, deine Kontoauszüge und Belege zu ordnen. Statte auf dem Nachhauseweg von der Arbeit einem Trödeladen einen Besuch ab und erstehe zwei hölzerne Kisten, die groß genug sind, DIN-A4-Blätter aufzunehmen. Begebe dich im schwindenden Sonnenlichte auch in ein Schreibwarengeschäft und besorge dir einige Aktenordner in der Farbe der Hoffnung. Iss frühzeitig zu Abend und breite alle Schriftstücke vor dir auf dem Teppich aus. Lege sie sodann auf einen von zwei Stapeln, so wie die Götter scheiden die Gerechten von den Ungerechten. Ordne die Schriftstücke nach ihrem Datum. Arbeite bedächtig. Und wenn das Werk getan ist, so bringe Apollo, der die Klarheit liebt und die Ordnung, ein Trankopfer dar. Am zweiten Abende widme dich den Berechnungen, am dritten dem Ausfüllen der Formulare. Auf diese Weise verteilst du die Arbeit gleichmäßig über die ganze Jahreszeit.

Vergil kleidet die Instruktion in ein würdiges Gewand – er geht davon aus, dass Sie ein gebildeter, interessanter, nachdenklicher, vernünftiger (sprich: normaler) Mensch sind. Und er widmet sich dieser Aufgabe nicht als jemand, der uns schilt oder uns so lange nervt, bis wir ihm Recht geben, sondern als Dichter und Philosoph.

Letztlich ist es eine Kunst, um die es hier geht: Die Kunst der guten Haushaltsführung. Indem man diese als eine Kunst betrachtet, öffnet man den Blick für die vielfältigen Motive und den reichen Lohn, die mit ihr verbunden sind. Ordnung ist etwas Ästhetisches – Ordentlichkeit und Klarheit sind etwas Schönes, vergleichbar der Logik des Periodensystems der Elemente, der Eleganz einer mathematischen Gleichung oder der klaren Struktur einer Sonate. Es ist eine zeitlose Schönheit.

Ich glaube, es ist unglaublich wichtig, die Aufgabe des Ordnen von der Aufgabe zu trennen, sich dem Ergebnis zu stellen. Dabei handelt es sich nämlich um zwei psychologisch grundverschiedene Dinge. An die

Aufgabe des Ordners sollten Sie herangehen, als ginge es um eine Muschel- oder Postkartensammlung, oder um die Papiere jemandes anderen. Was das Sich-Stellen betrifft, so sollte man das am besten nach und nach tun, in kleinen Schritten. Es ist schlicht unmöglich, alles auf einmal zu lösen. Wer das versucht, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Es ist genau wie bei anderen Aufgaben, sei es das Erlernen einer Sprache, eines Musikinstruments oder einer Sportart. Die Gefahr lauert darin, allzu schnell und allzu eifrig den Blick auf das Ganze zu richten. Dann schämt man sich der bereits erzielten, kleinen Erfolge nur noch und ist wie gelähmt.

Vergil versucht in seinen Gedichten die Kluft zwischen dem zu verringern, was wir tun müssen, und dem, was wir an unserem Tun schätzen. Er legt alltäglichen Tätigkeiten einen glitzernden Mantel der Kultiviertheit und des Zaubers um, so dass diese Tätigkeiten verlockender und attraktiver erscheinen. Und genau das ist es, was eine gute, förderliche Kultur auszeichnet: Sie hilft uns genießen, was getan werden muss und gut für uns ist.

VI Wie man Geld verdienen und trotzdem ein guter Mensch sein kann

1 Haben und Tun

Eine typische Geldsorge, die ich gleich zu Beginn dieses Buches genannt habe, ist, dass Geld eine Art »Virus« sei. Diese Befürchtung ist in unserer Gesellschaft weit verbreitet. Aber sie kann ihren Ausdruck in einer sehr persönlichen Angst finden: Ohne meine Seele zu verkaufen, werde ich nie genügend Geld verdienen, um meine Bedürfnisse zu stillen. Wenn ich mich frage, wie viel Geld ich brauche, um mich selbst zu entfalten (und nicht einfach nur dahinzuvegetieren), lande ich bei alarmierend großen Summen. Wie komme ich nur an soviel Geld?

Anders gewendet lautet diese Angst: Wenn ich im Hinblick auf meine Arbeit meinem Herzen folge, werde ich nie genügend Geld verdienen, um das Leben zu führen, das ich mir wünsche.

Eine Variante dieser Sorge sucht Eltern heim, wenn sie zuhören, wie ihre Sprösslinge sich ihr Erwachsenenendasein ausmalen. Das klingt dann ungefähr so:

SIEBENJÄHRIGER: Wenn ich groß bin, habe ich fünf Geländewagen und einen Hubschrauber und zwei Swimmingpools und ein riesiges Trampolin und ...

ERWACHSENER: Toll! Und wie kannst du dir das alles leisten? Wirst du denn auch arbeiten?

SIEBENJÄHRIGER: Ja, ich werde Busfahrer und fahre den Schulbus.

Aus diesen Sätzen spricht die kindliche Unschuld. In diesem Alter hat das Kind noch keine Ahnung vom Zusammenhang zwischen dem, was man beruflich macht, und dem Lohn, den man dafür erhält. Je mehr Spaß etwas macht, denkt man als Siebenjähriger, desto mehr Gutes ergibt sich daraus. Im Kern lässt sich diese Hoffnung so formulieren: »Ich möchte ganz viel dafür bekommen, dass ich einfach nur ich selbst bin und tue, was mir Spaß macht.« Die beliebtesten »Berufswünsche« bei Schulkindern sind daher Sportstar oder Supermodel. Das ist ganz

natürlich. Doch leider braucht man unglaublich viel Talent und Glück, um in diesen Bereichen erfolgreich zu sein.

Und dann gibt es da noch eine materiellere Variante des oben beschriebenen Eltern-Kind-Gesprächs, das bei Eltern Sorgen anderer Art auslöst:

SIEBENJÄHRIGER: Ich möchte Immobilienmakler werden.

ERWACHSENER: Warum?

SIEBENJÄHRIGER: Weil man da am meisten Geld verdient.

Auf Nachfrage stellt sich heraus, dass die Berufswahl des Kindes auf einer simplen Annahme bezüglich der Größe des Verkauften beruht: Je größer die Dinge, mit denen jemand handelt, desto mehr Geld verdient er. Außerdem zeugt diese Aussage von der Ansicht, Geld sei dasselbe wie Glück. Und vermutlich, denkt man sich als Vater, ist das Kind nur widerwillig zur Erkenntnis gekommen, dass Bankräuber werden zwar lukrativ wäre, aber zu riskant ist. Allerdings liegt in dem unschuldigen Glauben, das Einzige, was im Berufsleben zähle, sei, wie viel Geld man verdiene, auch etwas Pathetisches.

Die Bedeutung solcher kindlicher Vorstellungen liegt darin, dass sie von einer Welt ausgehen, die so viel unkomplizierter ist als die reale erwachsene. In jener Welt gibt es nur ein Problem, das es zu lösen gilt. Tu, was du gerne tust – und du wirst reich; tu das, was gut bezahlt ist – und du wirst innere Erfüllung finden.

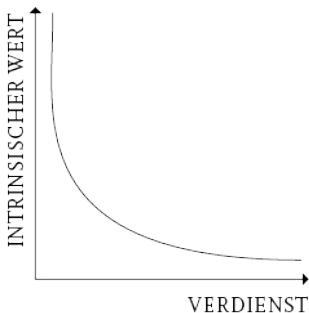
In der realen Welt stehen wir vor der Herausforderung, zwei Probleme gleichzeitig zu lösen. Wir müssen genügend Geld verdienen (um unsere wahren Bedürfnisse zu stillen) – und wir müssen etwas tun, was uns dem Ziel der Selbsterkenntnis näherbringt und unsere tiefe Sehnsucht befriedigt, unserem Leben einen Sinn zu geben und zum Gemeinwohl beizutragen. Man kann sich diesem Dilemma natürlich entziehen, indem man sich die Sinnsuche und die Sorge um das Gemeinwohl schenkt. Oder indem man beschließt, sich nichts aus Geld zu machen. Aber ziemlich vielen Leuten ist weder das eine noch das andere egal.

Es gibt sehr gute Gründe, warum uns Haben und Tun gleichermaßen am Herzen liegen sollten. Denn für unsere Selbstentfaltung ist beides Voraussetzung.

Was wir mit unserem Leben anfangen, ist unbestreitbar ein zentraler Bestandteil dessen, was uns ausmacht. Wofür wir unsere geistige Energie nutzen, worauf wir unsere emotionalen Ressourcen konzentrieren, und wofür wir uns mit Mut, Intelligenz und Engagement einsetzen – all das sind wichtige Aspekte unseres Daseins, die unweigerlich mit der Frage verknüpft sind, was wir beruflich machen und womit wir unser Geld verdienen. Und wir dürfen diese Aspekte unseres Daseins nicht außer Acht lassen, wenn wir auf der Suche nach Tätigkeiten sind, die unseren ganzen Einsatz verdienen. Niemand möchte seine wertvollsten Fähigkeiten für die Randbereiche und Wochenenden des Lebens aufsparen.

Wie ich gezeigt habe, sollte man aber auch die Frage, wofür man Geld braucht, keineswegs auf die leichte Schulter nehmen. Die Möglichkeiten, die Geld uns eröffnet, können mitunter sehr wichtig für uns sein.

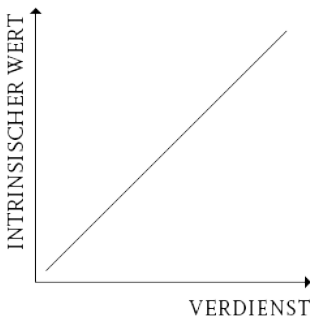
Oftmals haben wir, vielleicht ohne dass es uns bewusst ist, ein Bild vom Zusammenhang zwischen innerer Erfüllung und Einkommen im Kopf, das etwa so aussieht:



(© Joana Niemeyer 2011.)

Denken Sie an die Hedgefonds-Managerin, die Unsummen für eine Tätigkeit einstreicht, die scheinbar keinerlei intrinsischen Wert hat. Oder an den Erzieher, der einem schüchternen Kind zu mehr Selbstvertrauen verhilft, für seine gute und wichtige Arbeit aber einen außerordentlich geringen Lohn erhält.

Meiner bescheidenen Meinung nach sollte dieses Verhältnis in einem utopischen, perfekten Wirtschaftssystem etwa so aussehen:



(© Joana Niemeyer 2011.)

Auf der individuellen Ebene suchen wir natürlich nach Wegen, das in unserem eigenen Leben umzusetzen. Aber da etwas intrinsisch Wertvolles nicht nur für mich, sondern an sich gut ist, leisten wir damit auch einen Beitrag zum Gemeinwohl. Viel Geld verdienen zu wollen hat nichts mit Gier zu tun – zumindest dann nicht, wenn man es sich mit etwas verdient, wovon auch andere Menschen nachhaltig profitieren.

Als ich Ende der achtziger Jahre nach London zog, hatte ich das Gefühl, dass hier alle unglaublich viel Geld verdienen – nur ich nicht. Ich hatte vor kurzem mein Philosophiestudium abgeschlossen und keine Ahnung, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Ich teilte mir in einem heruntergekommenen Viertel südlich der Themse mit meinem Cousin ein winziges Zimmer, das 2,5 mal 1,5 Meter maß. Ich hatte einen Gelegenheitsjob als Kellner. Wenn Gäste sich beschwerten, wo denn ihr Essen bleibe, standen mir vor Schmach und Wut manchmal die Tränen in den Augen – obwohl ich gar nichts dafür konnte, dass es in der Küche so lange dauerte.

Ich schrieb mich für einen Promotionsstudiengang ein, was meine

Schulden noch weiter in die Höhe trieb. Wenn wir am Abend nach einem Seminar noch ein Bier trinken gingen, musste ich dafür das U-Bahn-Ticket sparen und durch trostlose Gegenden kilometerweit nach Hause laufen. Mein Freund Chris, der eine ausgezeichnete Doktorarbeit über Nietzsche schrieb, ergatterte einen Nebenjob als Regalauffüller bei Harrods. Sein Bruder, erzählte er mir, habe dazu nur trocken bemerkt: »All die tiefen Einblicke in den Sinn des Lebens, und jetzt sorgst du dafür, dass die Etiketten der Marmeladengläser alle zu den Kunden hin schauen.« Eine ziemlich schonungslose Umschreibung der Tatsache, dass bestimmte Tätigkeiten, deren Nutzen für die Allgemeinheit unbestreitbar sind, mit den Anforderungen unseres Wirtschaftssystems nicht leicht in Einklang zu bringen sind. Chris wollte mehr Geld verdienen, aber er wollte mehr als das. Er wollte auch in einer Welt leben, in der es für seine Talente eine bessere Verwendung gab – einen besseren Markt sozusagen.

Dahinter steht die weit verbreitete Sorge, dass »der Kapitalismus« ein fehlerhaftes System ist, das wir auf absehbare Zeit vermutlich aber nicht loswerden. So grausam dieses System bisweilen auch erscheinen mag – eine gangbare Alternative ist vorerst nicht in Sicht. Die Folge ist um sich greifende Niedergeschlagenheit. Ich möchte daher einige Möglichkeiten aufzeigen, die uns zu einer optimistischeren Sicht verhelfen können.

Die persönliche und die gesellschaftliche Sorge sind eng miteinander verwandt, gehen sie doch auf ein und dasselbe Problem zurück: den Eindruck, dass es unmöglich sei, sich selbst zu entfalten, indem man viel Geld verdient – und gleichzeitig ein guter Mensch zu sein. Unsere Sorge ist, dass wir nur entweder das eine oder das andere haben können.

2 Was wir von Rex Mottram lernen können – und andere Lektionen

Die große Aufgabe besteht darin zu verstehen, wie sich das individuelle und kollektive Streben nach Profit mit dem ernsthaften Streben nach Höherem in Einklang bringen lässt. Ist es unmöglich, Geld zu verdienen, indem man jene Bedürfnisse der Menschheit stillt, die als Bedürfnisse höherer Ordnung gelten dürfen?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns mit einigen möglichen Quellen von Profit beschäftigen, die normalerweise zur Befriedigung von Bedürfnissen niedriger und mittlerer Ordnung eingesetzt werden, und uns fragen, ob sich diese auch zur Stillung tiefer gehender Bedürfnisse der menschlichen Seele einsetzen lassen.

Der Blick auf die Quellen von Profit hilft uns nebenbei auch, mit dem einen oder anderen Mythos aufzuräumen. Viele Leute können sich des Verdachts nicht ganz erwehren, dass Reichtum stets durch Ausbeutung angehäuft wird – dass die einen ihr Vermögen letztlich dadurch mehren, dass sie es den anderen wegnehmen. Auf diesem Glauben beruht der Mythos, Reichtum sei die Ursache der Armut.

Es gilt daher, sich folgende Fragen zu stellen: Von welchen Möglichkeiten, Geld zu verdienen, fühlen Sie sich im Innersten angesprochen? Was genau geht in diesen Fällen vor sich?

Zur Illustration im Folgenden vier Beispiele aus meiner persönlichen Sammlung.

Was wir von einer Ereigniskarte lernen können

In unserem »Monopoly« gibt es eine Ereigniskarte, auf der steht: »Du kaufst auf dem Flohmarkt ein Aquarell und verkaufst es für ein Vielfaches. Ziehe 200 000 £ ein.« Diese Karte führt uns eine der elementarsten Methoden vor Augen, zu Geld zu kommen.



Auf dem Flohmarkt, inmitten von allerhand Krempel, ohne Signatur und Rahmen, fehlt jeglicher Hinweis, dass dieses kleine, bunt bemalte Stück Papier etwas Wertvolles und Begehrtes sein könnte. Das geübte Auge jedoch sieht sofort die Kennzeichen eines wertvollen Kunstwerks: den unverwechselbaren Stil, die Qualität der Ausführung. Zieht man es dagegen auf ein Brett auf, versieht es mit einem eleganten Rahmen und einem Messingschild, auf dem ein berühmter Name zu lesen ist, und stellt es in einer gediegenen Galerie im Londoner Stadtteil Mayfair aus, so kann sich jeder gut vorstellen, dass es einen guten Preis erzielen könnte.

Eine wichtige Tugend besteht also darin, frei von Vorurteilen zu sein – und Dinge nicht nach ihrem Umfeld zu beurteilen, sondern danach, was sie für sich genommen darstellen. Das widerspricht vielen unserer Routinen im gesellschaftlichen Leben. Anschließend kann man mit diesen Dingen Geld verdienen, indem man sie in einem neuen Umfeld präsentiert und mit den entsprechenden sekundären Anzeichen von etwas Wertvollem ausstattet.

Die andere Fähigkeit, die man zu diesem Zweck braucht, ist eine Vorstellung davon, wie das richtige Umfeld beschaffen sein müsste. Was muss man mit diesem Gegenstand anstellen, damit mehr Menschen auf einen Blick sehen, wie wertvoll er ist? Im Falle des Aquarells haben wir diese Frage schon beantwortet. Dieser Prozess hat natürlich auch ein moralisch fragwürdiges Gegenstück, die Scharlatanerie. Dabei werden die sekundären Anzeichen für etwas Wertvolles zur Schau gestellt, obwohl etwas in Wirklichkeit keinerlei Wert besitzt.

Was Rex Mottram falsch verstanden hat

In einer Episode in Evelyn Waugh's Roman »Wiedersehen mit Brideshead« trifft sich die Hauptfigur Charles, der zur fraglichen Zeit in

Paris lebt, mit Rex Mottram, einem ungehobelten, habgierigen Finanzhasardeur und Parlamentarier, zum Abendessen.

Rex hat Charles eingeladen, und Charles führt ihn in sein Lieblingsrestaurant aus. Das Lokal ist auf eine ganz unaufdringliche Art perfekt. Rex lobt das Essen, denkt dann jedoch laut darüber nach, wie viel gewinnbringender das Lokal sein könnte, wenn jemand den Laden mal richtig in die Hand nehmen würde. Wir wissen alle, wie das aussähe. Die eigentlichen Vorzüge blieben auf der Strecke. Das Restaurant würde sich den Anforderungen der Mode und des Massengeschmacks unterwerfen, es würde grell und pompös ausgestattet werden, und die Preise würden anziehen. Charles ist von dieser Vorstellung angewidert. Man ist versucht, sich auf die Seite von Charles zu schlagen und die Kommerzialisierung als großes Übel zu betrachten, das nur abstoßende, gewissenlose Menschen wie Rex gutheißen können. Hinter dieser Reaktion steckt die Befürchtung, dass Kommerzialisierung notwendigerweise damit einhergehe, alles billiger und schlechter zu machen. Etwas Liebenswertes, persönlich Geprägtes wird zu einem seelenlosen Produkt für den Massenmarkt. Und darin liegt selbstverständlich eine reale Gefahr.

Man könnte die Sache aber auch anders angehen. So, wie es ist, läuft in diesem Restaurant unglaublich vieles ausgesprochen gut. Und es ist zahllosen anderen Restaurants zweifellos haushoch überlegen. Wer wie Charles denkt, sollte sich also mehr Lokale dieser Art wünschen. Er sollte sich wünschen, dass es in dem, was es ausmacht, nicht die Ausnahme wäre, sondern die Regel. Wenn wir uns jedoch fragen, warum solche Restaurants so selten sind, so lautet die Antwort vermutlich, dass nur wenige Menschen wissen, wie ein Lokal zu etwas Besonderem wird. Irgendwo im Hintergrund verfügt jemand über das Know-how, wie man dieses Restaurant zu etwas Außergewöhnlichem macht: wie man einem Lokal Finesse und Eleganz verleiht, wie man eine gute Speisekarte zusammenstellt und ein hohes Qualitätsniveau sicherstellt, und wie man eine Atmosphäre schafft, die Gäste animiert, sich von ihrer besten und kultiviertesten Seite zu zeigen.

Und wir sollten uns wünschen, dass dieses Wissen weiter verbreitet wäre und deutlichere Spuren auf dieser Welt hinterließe.

Kommerzialisierung bedeutet, herauszufinden, wie diese absolut positiven Eigenschaften an möglichst vielen anderen Orten verwirklicht werden könnten. Wie könnte man dieses Know-how zum Beispiel auf eine Bar oder ein Hotel übertragen? Für mich ist diese kleine Szene aus »Brideshead« so wichtig, weil sie lange Zeit fest in meiner Vorstellungswelt verankert war. Kommerzialisierung war für mich eine Angelegenheit für all jene, die es mit Rex halten. Deshalb habe ich mich nie gefragt, wie man Dinge, die mir wichtig sind, wettbewerbsfähiger machen könnte. Ohne dass es mir bewusst gewesen wäre, entschied ich mich so für eine tragische Haltung. Ich dachte, der Feind, den es zu bekämpfen gilt, wäre der Profit – und überließ damit all den Dingen Macht und Einfluss, die ich hasste.

Unbewusst nahm ich an, dass etwas nicht gleichzeitig gut und gewinnträchtig sein könne: Die besten Filme fuhren an den Kinokassen immer Verluste ein, und die tiefsinnigsten Gedichte verkauften sich nie. Alles Qualität- und Niveauvolle konnte daher nur überleben, wenn es staatlich subventioniert wurde. Ich hoffte darauf, dass die Politik dem Markt Einhalt gebieten und für das Wahre und Schöne einen wettbewerbsfreien Schutzraum schaffen würde. Später habe ich erkannt, dass der Politik für diesen Zweck die richtigen Werkzeuge fehlen. Denn Politik spiegelt die in einer Gesellschaft vorherrschende Meinung wider, und Politiker müssen sich darauf konzentrieren, Wahlen zu gewinnen – und zu diesem Zweck gezielt den Interessen ganz bestimmter Wählergruppen in umkämpften Wahlkreisen Geltung verschaffen. Idealistisch betrachtet sollte es das wichtigste Anliegen eines Politikers sein, dem Wahren, Guten und Schönen Vorschub zu leisten, handelt es sich dabei doch um eine der zentralen Aufgaben jedes Gemeinwesens. Aufgrund der realen Beschränkungen, denen politische Prozesse unterworfen sind, können Regierungen jedoch gar nicht die mächtigen Anwälte derartiger Ideale sein. Wer sich für das Wahre, Gute und Schöne einsetzen will, muss sich daher auf den Märkten engagieren, auf denen die Kultur sich abspielt. Und dieses Engagement bezeichnet man als Kommerzialisierung.

Was wir vom Landmark Trust lernen können

Dabei sollten wir uns vom Landmark Trust inspirieren lassen, der in den achtziger Jahren in Großbritannien gegründet wurde und mittlerweile auch in Frankreich, Italien und den USA aktiv ist. Der Ausgangspunkt dieser Initiative war der Wunsch, interessante und schöne Gebäude zu erhalten, denen der Verfall oder Abriss drohte. In der Regel war die historische und architektonische Bedeutung dieser Häuser nicht groß genug, als dass es gerechtfertigt gewesen wäre, seitens des Staates einzugreifen und sie zum Teil des kulturellen Erbes zu erklären. Das Ziel lautete deshalb, diese Gebäude zu kommerzialisieren, sprich sie so schön herzurichten, dass man sie zu einem Preis vermieten konnte, mit dem sich ihre Instandhaltung finanzieren ließ.

In diesem Fall wird etwas ganz Vortreffliches verkauft: das Erlebnis, in einem dieser Häuser Urlaub zu machen. Sie werden renoviert und in einem Stil eingerichtet, der schlicht und elegant zugleich ist. Nun könnte man argwöhnen, dass die Einzigartigkeit und der Zauber dieser Gebäude geopfert wird, wenn sie zu attraktiven Paketen verschnürt und für Urlaubszwecke angeboten werden. Doch die Verantwortlichen vom Landmark Trust sind klug und geschickt genug, den wahren Wert dieser Gebäude zu erfassen und zu vermarkten. Sie haben einen Weg gefunden, dem Markt das Gute und Schöne schmackhaft zu machen.



Was Sie hier sehen, ist das Ergebnis von Kommodifizierung und Gewinnmaximierung.
(mit freundlicher Genehmigung des Autors.)

Auch der verwandte Begriff der »Kommodifizierung« wird häufig negativ und in feindseliger Absicht verwendet, um Prozesse zu beschreiben, die es zu beklagen gelte. Wovor wir uns jedoch eigentlich hüten sollten, ist schlecht gemachte Kommodifizierung. Kommodifizierung ist einfach nur der Prozess, eine unverkäufliche Erfahrung oder einen unverkäuflichen Gegenstand in eine Form zu überführen, die eine Quantifizierung und Klassifizierung nach Standardkriterien erlaubt, und anschließend zu verkaufen. Als die Stadt Edinburgh zwischen 1785 und 1825 um die »New Town« erweitert wurde, kam es zu einer »Kommodifizierung« von Grundstücken und Bauplänen. Man konnte einen Anteil an einem bestimmten Grundstück erwerben, der mit dem Recht verbunden war, ein Haus von ganz bestimmter, klar definierter Größe zu bauen. Diese Anteile wiederum konnten aufgeteilt und weiterverkauft werden. In diesem Fall hatte die Kommodifizierung jedoch keineswegs die geistige Korruption der Nation oder die Verschandelung des Schönen durch die Kräfte des Marktes zur Folge. Vielmehr stellte sie die wirtschaftliche Basis dar, die den Bau von Häuserreihen, Plätzen und Straßenzeilen ermöglichten, die zu den schönsten der Welt zählen.

In diesem Fall eröffnete die Standardisierung von Gebäuden Spielräume für höchst ausgefeilte Vorstellungen von städtischer Architektur. Vielleicht war es einfach ein historischer Glücksfall: Die Klassifizierung und Standardisierung lag in den Händen von außergewöhnlich kultivierten Staatsbeamten, bei denen der Sinn für Schönheit mit Geschäftssinn gepaart war.

Das Problem bei der Kommodifizierung ist nicht, dass dabei bestimmte Qualitätsstufen standardisiert und Dinge in marktgerechten Portionen gehandelt werden. Das Problem ist, dass die Qualitätsstufen und Portionen nicht unseren wahren Vorstellungen vom Wert dessen entsprechen, was da gehandelt wird. Ein standardisiertes Hotelzimmer zum Beispiel wirkt in aller Regel völlig seelenlos. Das liegt daran, dass in Hotels meist die seelenlosen Aspekte des Wohnens standardisiert

werden. Würde man bedächtiger und geschickter vorgehen, ließen sich sicher auch Behaglichkeit und Heimeligkeit standardisieren.

Was wir von Henry Ford lernen können

Mit dem Begriff »Industrialisierung« bezeichnen wir den Prozess, im Rahmen dessen Arbeit, die vorher von kleinen, unabhängigen Anbietern verrichtet wurde, anders organisiert wird, so dass es zu Einsparungen durch Skaleneffekte kommt. Das klassische Beispiel für diesen Prozess ist die Anfangszeit der Automobilproduktion. Zunächst bauten viele kleine Firmen jeweils nur wenige Autos. Doch dann gelang es Henry Ford, die Produktion so effizient zu machen, dass große Stückzahlen hergestellt und zu einem sehr viel niedrigeren Preis verkauft werden konnten.

Wir neigen aus romantischen Gründen häufig zu einer gewissen Voreingenommenheit für kleine Unternehmen. Industrialisierung betrachten wir als bedauerliches, aber notwendiges Übel des Wirtschaftslebens, nicht als etwas, was wir uns im Zusammenhang mit unseren Zielen höherer Ordnung zunutze machen könnten. Für die Autoherstellung erscheint sie uns als akzeptables Prinzip, aber nicht im Hinblick auf zwischenmenschliche Beziehungen.

Nehmen wir das Beispiel Psychotherapie. Derzeit gibt es auf diesem Markt viele kleine Anbieter. Es gibt eine ganze Reihe verschiedener »Schulen« von unterschiedlicher Qualität und mit je eigener Ausbildung. Die Therapeuten bieten ihre Dienste von zu Hause aus oder in Praxisräumen an. Im allgemeinen Bewusstsein ist Psychotherapie ein etwas mysteriöser Prozess von ungewissem Nutzen. Therapeuten werden mit exzentrischen Angewohnheiten und Verhaltensweisen assoziiert. Der organisiertere Teil der Zunft steht der Medizin nahe und beschäftigt sich (wie in der Medizin zumeist üblich) ausschließlich mit schwerwiegenden Problemen. Psychotherapie ist eine teure, langwierige Angelegenheit mit ungewissem Ausgang, die den meisten ein bisschen peinlich ist.

Aus der Distanz betrachtet ist die Bedeutung von Psychotherapie

jedoch unbestreitbar. Ihre Daseinsberechtigung ergibt sich aus der Tatsache, dass eine Menge Leute mit seelischen Problemen zu kämpfen haben. Wir ruinieren unsere Beziehungen, sind mit unserem Leben unglücklich, sabotieren unsere eigene Zukunft und empfinden eine diffuse Wut. Allzu viele Menschen erleben eine Art »stille Verzweiflung« und haben das Gefühl, dass ihr Leben »im Sand verrinnt«. Wir funktionieren, wir kommen zurecht, aber wir sehnen uns nach so viel mehr. Psychotherapie beruht auf der Grundannahme, dass gegen all das ein Kraut gewachsen sei. Wenn wir uns in der rechten Weise mit unserem Seelenleben auseinandersetzen, so können wir solcher Probleme Herr werden. Dann können wir befriedigendere Beziehungen pflegen, bessere Entscheidungen treffen, unserem Leben eine andere Richtung geben und unsere Fähigkeiten konstruktiver einsetzen.

Vielleicht sollte man versuchen, den Ansatz von Henry Ford auf unsere seelischen Bedürfnisse zu übertragen. Wenn es bessere Berufsperspektiven für Psychotherapeuten gäbe, könnten auch mehr Mittel in Forschung und Ausbildung fließen. Wenn Geld für Werbung zur Verfügung stünde, die Praxen eleganter eingerichtet wären und Verbesserungen in puncto Status und Charakter der Therapeuten erreicht werden könnten, so könnte man bestimmte Themen besser im kulturellen Mainstream verankern und für ein positiveres Bild der Psychotherapie in der öffentlichen Wahrnehmung sorgen. Und ja, man könnte in diesem Bereich dann auch mehr Geld verdienen. Es ist alles eine Frage der Größenordnungen und der Organisation. Das ist das Positive, das man von der Industrialisierung lernen kann.

Was wir von Aristoteles lernen können

Am Anfang der »Nikomachischen Ethik« legt Aristoteles das grundlegende Verhältnis von Mitteln und Zweck dar: »Alle künstlerische und alle wissenschaftliche Tätigkeit, ebenso wie alles praktische Verhalten und jeder erwählte Beruf, hat nach allgemeiner Annahme zum Ziele irgendein zu erlangendes Gut.« Daher kann man eine Handlung oder eine Lehre erst dann wirklich verstehen, wenn man

weiß, auf welchen Zweck sie abzielt.

Erst, wenn wir uns über den Zweck im Klaren sind, können wir uns vernünftigerweise Gedanken über die Mittel machen.

Beim Zweck einer Handlung lassen sich meist mehrere Ebenen unterscheiden. Aristoteles erklärt das anhand eines aus heutiger Sicht ziemlich kuriosen Beispiels (aber zu seiner Zeit ging es dabei natürlich um eine wichtige Branche): »Wo nun mehrere Tätigkeiten in den Dienst eines einheitlichen, umfassenderen Gebietes gestellt sind, wie die Anfertigung der Zügel und der sonstigen Hilfsmittel für Berittene der Reitkunst, die Reitkunst selbst aber und alle Arten militärischer Übungen dem Gebiete der Kriegskunst, und in ganz gleicher Weise wieder andere Tätigkeiten dem Gebiete anderer Künste zugehören: da ist das Ziel der herrschenden Kunst jedes Mal dem der ihr untergeordneten Fächer gegenüber das Höhere und Bedeutsamere.« Die Kriegskunst wiederum steht im Dienst der Politik, der allgemeinen und übergeordneten Wissenschaft von der guten Gesellschaftsordnung.

Die Logik der Argumentation ist klar: Gute Zügel zeichnen sich dadurch aus, dass sie dabei behilflich sind, ein Pferd zu kontrollieren und all das zu tun, was Menschen mit Pferden tun wollen oder müssen. Doch die Reitkunst ist ihrerseits – in einer wichtigen Hinsicht – der Kriegskunst untergeordnet. Ein Pferd im Zaum zu halten dient in diesem Kontext also dem Zweck, effektiv an militärischen Unternehmungen teilzunehmen. Was als »effektiv« einzustufen ist, entscheidet in diesem Fall jedoch nicht der Reiter, sondern die Kriegskunst, denn sie bestimmt, welche Aufgaben die Kavallerie zu erfüllen hat. Die Kriegskunst ist allerdings ihrerseits der Politik untergeordnet. Die Kriegsführung dient nämlich anderen Zielen, und diese anderen Ziele bestehen nicht in der Geschicklichkeit im Kampf, sondern in der Sicherheit und dem Wohl des Staates – Dinge, die nicht zum Bereich der Kriegskunst gehören, sondern zu dem der Politik.

Die Quintessenz lautet also, dass man sich auf jeder Stufe fragen muss, welchem Zweck etwas dient. Wie muss etwas beschaffen sein, damit es wirklich nützlich und hilfreich ist?

Ein entscheidender Punkt ist, dass der Zweck oder das Ziel einer Aktivität für Aristoteles ein »Gut« ist. Welches »Gut« soll mit einer

Aktivität oder einer Lehre erreicht werden? Aus diesem Grund haben wir es hier mit einer zentralen Fragestellung der Ethik zu tun, geht es in der Ethik doch stets um die Erkenntnis dessen, was gut ist. Und deshalb sind Geldfragen immer zugleich ethische Fragen.

Das Thema, mit dem Aristoteles sich hier beschäftigt, spielt für menschliche Unternehmungen aller Art eine große Rolle. Die Wirtschaftswissenschaften haben es daher unter dem trockenen Begriff der »vertikalen Integration« aufgegriffen, bei der unterschiedliche Firmen einen übergeordneten Mutterkonzern mit verschiedenen Komponenten versorgen. Im Prinzip geht die Idee auf Aristoteles zurück – auch wenn sich in seinem Modell alle Beteiligten nicht für irgendeinen Industriemagnaten ins Zeug legen, sondern für ein höheres Ideal.

Ein Bereich, in dem eine derartige vertikale Integration dringend nottut, ist die Kunst. Derzeit läuft es so, dass jemand zunächst für sich beschließt, »kunstinteressiert« zu sein. Daraufhin besucht sie oder er eine Kunsthochschule, entwickelt die eigenen Ideen weiter und versucht schließlich, seine Kunst irgendwo auszustellen. Kunstgalerien sind auf der Suche nach verkäuflichen Werken und bemühen sich, bestimmte Künstler bekannt zu machen. Sammler lassen sich von ihren Vorlieben leiten und sorgen dafür, dass manche Künstler von ihrer Arbeit leben können, indem sie, aus welchen Gründen auch immer, deren Werke kaufen. Irgendwann erklären staatliche Institutionen bestimmte Künstler für besonders wichtig und nehmen sie in den Kanon auf. Zwischendurch wird über unterschiedliche Mechanismen – Feuilletonartikel, Zeitschrifteninterviews usw. – Öffentlichkeit hergestellt. Und irgendwo im Hintergrund werden Diskussionen geführt, was Kunst eigentlich sei und welchem Zweck sie diene.

Verglichen mit dem Modell von Aristoteles ist das ein ziemlich chaotisches System. Das Thema, um das es eigentlich geht, wird dabei weitgehend ausgeblendet: Welchem Zweck dient Kunst eigentlich, und wie kann man das Gute maximieren, das sie bewirkt? Würde man diese Fragen beantworten, hätten Galerien und Kunstakademien ein klar definiertes Ziel, und dieses wiederum könnte als Kriterium dafür dienen, wer an einer Kunstakademie aufgenommen wird.

Was folgt aus diesen Beispielen und Analysen? Diese Zeilen wollen keine Anleitung dafür sein, wie man möglichst viel Geld verdienen kann. Schließlich heißt dieses Buch nicht: »Wie man an Geld kommt«. Aber da der Erfolg von anderen manchmal ziemlich deprimierend sein kann, ist es sehr nützlich, sich von Zeit zu Zeit eine wichtige Unterscheidung vor Augen zu halten, auf die diese Beispiele hinauslaufen. Man kann Geld verdienen und gleichzeitig Gutes tun. Daher sollten wir uns immer fragen, wie jemand sein Geld verdient – und nicht nur, wie viel jemand besitzt.

Wenn Menschen Geld verdienen und gleichzeitig das Wohl der Menschheit befördern, dann sind diese Menschen – im Geiste – unsere Freunde. Man muss Geld nicht in Bausch und Bogen verdammen, nur weil man viele Arten, Geld zu verdienen, kritisch sieht.

Damit sind wir bei einem sehr wichtigen Thema, das meiner Meinung nach viel zu wenig Beachtung erfährt. Es geht hier um die Frage, wie wir mit dem wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg anderer umgehen. Wie oft spreche ich mit Menschen, die für oder gegen Geld voreingenommen sind. Dabei habe ich im Lauf der Zeit festgestellt, dass Fallstudien wie die oben erwähnten mir helfen, verlässliche Maßstäbe für mich zu entwickeln. Ich weiß, wann und warum ich jemanden dafür bewundere, wie viel Geld er oder sie angehäuft hat. Und das gibt mir auch die Freiheit, kritisch zu sein, wo es angezeigt ist – ohne das Gefühl zu haben, dass ich in Wirklichkeit nur verbittert bin.

Einen weiteren Vorteil möchte ich nicht unerwähnt lassen. Im Rahmen meiner Arbeit bin ich viel mit Überlegungen befasst, wie universitäre Fachbereiche, die sich selbst als nichtkommerziell verstehen, mehr Drittmittel einwerben können. Viele meiner Kollegen betrachten das als armseliges Einknicken vor dem Zeitgeist. Die oben beschriebenen Fälle dagegen zeigen Möglichkeiten auf, wie man intrinsisch wertvolle Ziele anstreben und trotzdem markt- und profitorientiert handeln kann. Das kann dabei helfen, die eigenen Vorstellungen zu hinterfragen. Man muss es als universitärer Fachbereich nicht unbedingt mit Rex Mottram halten – man kann sich auch vom Landmark Trust inspirieren lassen.

Die Überzeugung, dass man nach Profit streben und gleichzeitig Gutes tun kann, ist keineswegs naiv. Es ist nur in der Praxis manchmal

knifflig, danach zu handeln. Aber das geht schon in Ordnung, denn darum geht es beim Arbeiten ja immer: um das Lösen von kniffligen Problemen.

VII Meine Rolle im Rahmen des großen Ganzen

1 Die Schattenseiten des Reichtums

Wie reich oder arm man sich fühlt, hängt in der Regel davon ab, mit wem man sich vergleicht. Bei einem Spaziergang durch die Upper East Side in New York fühle ich mich bettelarm. Dagegen hat es eine seltsam therapeutische Wirkung, mit dem Auto durch ein armes Viertel zu fahren. Unsere Selbsteinschätzung ist in sehr hohem Maße davon abhängig, in welchem Umfeld wir uns gerade bewegen.

Der Wunsch, reich zu sein, ist geradezu eine anthropologische Konstante, doch seine Erfüllung bleibt den allermeisten Menschen verwehrt. Deshalb ist es so wichtig, als Individuen und Gesellschaft die Sorgen und Probleme der Reichen nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Grund, weshalb uns das allzu leicht passiert, liegt in dem Gedanken: »Warum sollte ich mit reichen Leuten Mitleid haben?« Es geht aber gar nicht darum, diesen Menschen moralisch gerecht zu werden. Es geht darum, sich das geistige Rüstzeug für ein Leben zu verschaffen, in dem man nun einmal nicht zu den Reichen gehört. Und es geht darum, keine Energie damit zu verschwenden, sich danach zu sehnen.

Von der Last des Erbens

Erbter Reichtum ist mit unerwünschten Auflagen verbunden: »Das hast du alles mir zu verdanken. Und deshalb kontrolliere ich dein Leben, selbst dann noch, wenn ich schon im Grab liege. Du musst dich dein Leben lang an meinen Maßstäben messen. Deine Seele gehört mir.« Durch diesen »Ahnenneid« liegt die Latte für das, was als Erfolg zählt, extrem hoch.

Wer aufgrund einer Erbschaft reich ist, neigt häufig zu Schuldgefühlen. Ein nachdenklicher Mensch kann gar nicht anders, als sich früher oder später die Frage zu stellen: »Warum ich?« (Und wenn man kein nachdenklicher Mensch ist, hat man ebenfalls ein Problem – obgleich ein Problem anderer Art.) Auf diese Frage gibt es keine

einfache Antwort. Dass jemand zufällig als Kind ebenjener Eltern auf die Welt gekommen ist, ist reines Glück. Er hat seinen Reichtum nicht »verdient«, und deshalb hat er das Gefühl, moralisch gar kein Anrecht darauf zu haben.

Solche Menschen werden unwillkürlich zur Zielscheibe von Neid. Ständig sind sie mit Leuten konfrontiert, die sich denken: »Du hast es leicht, während wir anderen uns abplacken müssen.« Die Stimme des Neids sagt zum Erben: »Ich hasse dich. Ich will es auch so schön haben wie du. Du solltest nicht so viel besitzen, eigentlich steht das alles mir zu. Dich plagt ganz sicher ein schlechtes Gewissen, aber wenn ich an deiner Stelle wäre, wäre ich glücklich.« Zu wissen, dass viele Leute genau das über einen denken, muss unglaublich irritierend sein.

Was also kann man tun, um dem zu entkommen? Wie sollte jemand, der sehr viel Geld geerbt hat, mit dieser Situation umgehen?

1. Es gibt vieles, was ohne nachvollziehbaren Grund ungleich verteilt ist: gutes Aussehen, Sportlichkeit, eine gute Konstitution, ein ausgeglichenes Gemüt, intellektuelle Neugier und Fähigkeiten, Umgänglichkeit, Geselligkeit und Witz, kluge, warmherzige Eltern ... Das ökonomische Erbe ist kein Sonderfall – es ist nur ein Punkt unter vielen.
2. Da es nicht Ihr Verdienst ist, dass Sie so viel geerbt haben, sollten Sie es vermeiden, sich als etwas Besseres zu fühlen oder zu glauben, dass Ihnen Ihr Reichtum zustehe.
3. Finden Sie sich damit ab, dass andere niemals ein faires Urteil über Sie fällen werden. Das ist ein Problem, das nicht auf Reiche beschränkt ist – es ist ein ganz normaler Teil des Lebens, der nicht nur das Erbe eines Menschen betrifft, sondern auch alles andere.

Vom Problem, auf andere neidisch zu sein

Außerdem sollte man sich klarmachen, dass Reichtum niemanden davor

schützt, Neid zu empfinden. Im Tagebuch von Chips Channon, einem reichen amerikanischen Salonlöwen im London der dreißiger Jahre, gibt es einen ebenso seltsamen wie hochinteressanten Eintrag. Channon wohnte in einem wunderschönen, luxuriösen Haus und gab opulente Abendessen. Er lebte – von außen betrachtet – das sorgloseste und beneidenswerteste Leben, das man sich nur vorstellen kann.

Doch in seinem Tagebuch erzählt er, wie er einmal in den »Mentmore Towers« nächtigte, einem überwältigend majestätischen Haus, das den Rothschilds gehörte: »Ich fürchte, ich bin krank vor Neid.« (In seiner Katerstimmung ließ er seinen feindseligen Gefühlen freien Lauf und zerstörte den vergoldeten Nachttopf, der für die Notdurft von Kaiser Napoleon angefertigt worden war.)

Worauf ich hinauswill, ist schlicht: Trotz all seines Besitzes war selbst Channon nicht gegen brennenden Neid gefeit. Die Lektion, die wir aus diesem Beispiel lernen können, lautet: Geld hat nicht die befreiende Wirkung, die wir ihm zuzuschreiben geneigt sind. Wenn es Ihnen gelingt, diese Lektion zu verinnerlichen und stets im Hinterkopf zu haben, dann kann sie Ihnen als eine Art psychologischer Sicherheitsgurt dienen. Auch Reiche leiden unter Neidattacken. Für unsere Probleme ist es daher keine Lösung, uns an ihre Stelle zu wünschen.

Vom Problem der Verschwendung

Über Geld in großen Mengen zu verfügen baut Handlungshemmnisse ab. Ein Mensch, dessen Reichtum gesichert ist, kann tun, wonach immer ihm der Sinn steht. Und das ist – so schrecklich diese Tatsache auch ist – in aller Regel der sichere Weg ins Unglück. Der Zusammenhang zwischen Wünschen und Selbstentfaltung ist ein höchst unvollkommener. Wünsche zielen auf Genuss ab. Ein gutes Leben zu führen dagegen hängt davon ab, was wir Gutes bewirken. Und die Möglichkeit, jedem aufkeimenden Wunsch sofort nachzugeben, ist der Feind der Mühe, der Konzentration, des Einsatzes, der Geduld und der Selbstaufopferung, die zum Erreichen wahrhaft lohnender Ziele

unabdingbar sind.



Der Mann, der hier lebte ...
(Das blau-silberne Esszimmer am Belgrave Square 5 in London, entworfen von Stéphane Boudin. Fotografie © A.E. Henson / Country Life Picture Library.)



... war krank vor Neid, als er einmal hier nächtigte.
(Mentmore Towers, © Robert Stainforth / Alamy.)

Wer es sich leisten kann, jeden Tag im Restaurant Mittag zu essen und zwei Flaschen Champagner dazu zu trinken, muss sich das verkneifen, wenn er ein anständiges Leben führen will. Er oder sie muss also jeden Tag dieser Versuchung widerstehen. Spontan klingt es nach keiner schlechten Idee, Champagner zum Mittagessen zu trinken. Aber das führt zu nichts. Jeden Tag könnte man ins Flugzeug springen und woanders hinfliegen – aber wozu? Heute Abend könnte ich in Venedig übernachten. Ach nein, in Paris ist es schön, vielleicht sollte ich lieber dorthin fliegen? Das Problem ist: Man hat nie genug. Mein Privatjet ist zu klein. Meine Insel hat die falsche Form. Ich wünsche mir eine glückliche Familie und 23 Geliebte. Wenn mich jemand nervt, treibe ich ihn in den Ruin, einfach, weil ich es kann. Der Staat will mir mein ganzes Geld wegnehmen. Ich traue meinen Anwälten und Finanzberatern nicht

über den Weg: Alles, was die interessiert, ist, wie viel Geld sie an mir verdienen können.

Vom Problem, hinter den eigenen Möglichkeiten zurückzubleiben

Normalerweise stellen wir uns reiche Leute – zumindest diejenigen, die sich ihren Reichtum selbst erarbeitet haben – als Menschen vor, die viel geleistet haben. Aber das ist eine verkürzte Sichtweise. Ein Vermögen aufzubauen ist nur der erste Schritt.

Im Lauf der Geschichte haben reiche Menschen ihr Vermögen vielfach genutzt, um Erstaunliches zu leisten. Wie groß eine Leistung wirklich ist, kann man nur im Vergleich zu dem beurteilen, was andere mit ihrem Vermögen bewirkt haben. Ein reicher Mann hat mit seinem Geld zum Beispiel in Oxford das prachtvolle Gebäude der Radcliffe Camera bauen lassen, das Sie auf Seite 195 sehen.

Diese Bibliothek (heute ein Lesesaal) hat dem Zahn der Zeit getrotzt und als Symbol für die Vereinigung von Weisheit und Eleganz unzählige Menschen inspiriert. Für den Bau dieser Bibliothek war natürlich Geld vonnöten. Das allein reichte jedoch bei Weitem nicht aus. Viele Leute besitzen mehr Geld als nötig, um etwas Vergleichbares zu schaffen. Aber sie spielen nicht in dieser Liga. Gemessen an ihrem Vermögen bleiben sie hinter ihren Möglichkeiten weit zurück. Ein zeitgenössisches Beispiel für eine solche Leistung würde vermutlich kein vergleichbares architektonisches Meisterwerk sein. Aber es sollte von einer Größe anderer Art gekennzeichnet sein. Natürlich gibt es auch heute beeindruckende Beispiele der Philanthropie, und das ist für die Reichen ein Problem. Eigentlich sollten sie bemüht sein, sich zu vergleichbaren Leistungen aufzuschwingen – und sie wissen in der Regel sehr gut, wie weit sie hinter ihren Möglichkeiten zurückbleiben. Die Lektion, auf die ich hinauswill, lautet nicht, dass wir die Reichen bemitleiden sollten. Vielmehr sollten wir etwas zu kultivieren suchen, was Jane Austen sehr gut gefallen hätte: unsere Würde.



Welche Vorstellungskraft und welche finanzielle Potenz mussten zusammenkommen, damit ein Gebäude wie die Radcliffe Camera in Oxford entstehen konnte?

(mit freundlicher Genehmigung des Autors.)

In der vielleicht berühmtesten Szene von »Stolz und Vorurteil« lehnt Elizabeth Bennet den ersten Heiratsantrag von Mr. Darcy ab. Ihre Begründung für ihre Ablehnung gleicht einem Komplettabbild der Sorgen reicher Menschen. Er sei stolz und egoistisch. Er glaube, alles haben zu können, was er möchte. Er schaue auf ihre Familie herab (obwohl diese seine Hochachtung verdiene). Und er glaube ihr einen großen Gefallen zu tun, indem er wider besseres Wissen über den Standesunterschied zwischen ihnen geflissentlich hinwegsieht. Indem sie die Fehler von Mr. Darcy so schonungslos benennt, bewahrt Elizabeth ihre Würde. Das Problem ist nicht sein Reichtum an sich. Sie würde nicht im Traum daran denken, ihn zurückzuweisen, nur weil er so viel Geld besitzt.

2 Die Sonnenseiten der Armut

Auch wenn der Gedanke im ersten Moment seltsam anmuten mag: Von Menschen, denen es gelungen ist, ohne Geld Erfüllung im Leben zu finden, können wir viel lernen. Die Angst, in die Armut abzurutschen, ist so groß und so weit verbreitet, dass wir uns als Individuen und als Gesellschaft mit der Tatsache beschäftigen sollten, dass Armut auch positive Aspekte haben kann. Verstehen Sie mich nicht falsch – ich will das Leid, das mit Armut häufig einhergeht, keineswegs kleinreden. Ich glaube nur, dass wir unserer permanenten Angst auf diese Weise etwas entgegensetzen könnten. Wäre es nicht befreiend, wenn das Armsein ein wenig von seinem Schrecken verlöre?

Welche positiven Aspekte kann es haben, arm zu sein? Was können wir daraus lernen, uns damit auseinanderzusetzen, ohne selbst diese Erfahrung zu machen? So seltsam es klingt: In der Vergangenheit hatte Armut für viele Menschen einen hohen Stellenwert. Mit »Armut« meine ich hier allerdings nicht Hunger, Schande und Angst, sondern die Gleichgültigkeit gegenüber Besitz. Für den heiligen Franziskus von Assisi zum Beispiel war Armut aus freien Stücken etwas Positives: Mehr als alles andere, schreibt einer der Autoren des »Spiegels der Vollkommenheit«, der Heiligenvita des Franziskus aus dem 13. Jahrhundert, habe dieser Geld verabscheut. Unter anderem wird in diesem Buch die bemerkenswerte Episode von einem Pilger geschildert, der in der Kirche des Franziskus als Opfergabe eine Goldmünze auf den Altar legte. Einer der Mönche legte die Münze in eine Fensternische, doch Franziskus war das nicht genug. Er »befahl ihm, das Geld mit seinem Munde vom Fenster wegzunehmen, es hinter die Hecke des Hauses zu tragen und es mit seinem Munde auf den Mist des Esels zu legen. Während jener Bruder den Befehl freudig ausführte, wurden alle, die es sahen und hörten, von sehr großer Furcht ergriffen, und seit jener Zeit verachteten sie das Geld noch viel mehr, weil es dem Mist des Esels gleichgestellt worden war.«

Diese große Verachtung des Geldes beruht auf einer ganzheitlichen Sicht

auf das Leben. Materieller Besitz und Prestige gelten darin nicht nur als unwichtig, sondern als außerordentlich gefährlich, weil moralisch korrumpierend.

Welche Vorteile bringt ein Leben in derartiger Askese mit sich?

1. Freiheit von fixen Ideen: Man muss sich nicht ständig fragen, wie viel man verdient und wie viel man ausgibt. Allerdings stellt sich dann die Frage, worauf man seine Aufmerksamkeit stattdessen richten sollte. Der heilige Franziskus liebte die Armut, weil er etwas anderes liebte: die Natur und das einfache Leben. Er wollte seine Gedanken ganz darauf konzentrieren, Teil der natürlichen Ordnung zu sein, die für ihn gottgewollt war. Das Sonnenlicht, ein Vogel oder eine Blume waren für ihn die Verkörperung des perfekten Daseins. Die Liebe zu solchen Dingen zeigt sich nicht darin, dass man sie besitzen will.
2. Eine geschärfte Wahrnehmung: Indem man sich vom Lärm und Streben der großen, weiten Welt fernhält, kann man Menschen und Dinge so sehen, wie sie wirklich sind. Ein frühes Gedicht von Samuel Johnson, »London«, das er zu einer Zeit geschrieben hat, als er sehr arm war, zeugt von einem scharfen Blick: Eben weil Menschen gerne Rauch inhalierten, so heißt es dort, gebe es Gebäude, in denen Lehm zu Rohren (Pfeifen) verarbeitet, und Felder, auf denen Tabak angebaut wird. Und weil viele Menschen sich darin gefielen, glitzernde Gegenstände an ihren Köpfen zu befestigen (er meint Ohrringe), verbrächten andere ihr ganzes Leben damit, in der Erde nach Dingen zu graben, die Licht ungewöhnlich stark reflektieren (Diamanten), während andere kleine Stände betreiben, an denen sie diese Dinge gegen Metallklumpen (Gold) tauschen. Johnson hatte einen Blick dafür, wie merkwürdig so vieles, was auf dieser Welt vorgeht, im Grunde genommen ist. Und diese Wahrnehmungsfähigkeit, die er sich als armer Mensch angeeignet hat, machte ihn zu einem derart einflussreichen Denker.

3. Unabhängigkeit: Wenn man sich aus den Dingen, nach denen andere streben, nichts macht, dann handelt man aus reinen Motiven heraus. Die alten Römer liebten die Geschichte des Cincinnatus, der ein großer Soldat war und trotzdem ein ganz schlichtes Leben führte, seine Felder selbst pflügte und einfaches Brot aß. Als der Staat vor einer großen Bedrohung stand, wurde er als Diktator auf Zeit ernannt und mit weitreichenden Befugnissen ausgestattet. Als er den Feind besiegt hatte, hätte er sich großen Reichtum verschaffen können. Doch er kehrte zu seinem bescheidenen Leben zurück. Die Römer sahen in ihm ein Vorbild der Unbestechlichkeit, denn es gab nichts, was man ihm hätte bieten können, um ihn von etwas abzubringen, was er für richtig erachtete. Er war nicht käuflich, und deshalb konnte man ihm unbeschränkte Machtbefugnisse übertragen.

Kann man von diesen Beispielen etwas lernen – und wenn ja, was? Wenn man arm ist, so ist das selbstverständlich keine Garantie dafür, dass einem daraus die erwähnten Tugenden erwachsen, denn diese stellen sich nicht automatisch ein, wo jemand über wenig Geld verfügt. Vielmehr gibt es dafür eine Vorbedingung: die Bereitschaft, ohne bestimmte Dinge auszukommen, nach denen andere Menschen streben. Diese Tugenden stellen sich ein, wenn man vor Geldmangel keine Angst hat. Die Voraussetzung dafür ist, positiv gewendet, etwas anderes: ein fester Stand in sich selbst. Cincinnatus konnte auf vieles verzichten, was für andere der einzige Grund war, sich anzustrengen, weil seine Aufmerksamkeit auf anderes gerichtet war. Er verfügte gewissermaßen über einen inneren Reichtum, der äußeren Reichtum überflüssig machte. Und genau das ist bei armen Menschen normalerweise gerade nicht der Fall. Dasselbe gilt für Samuel Johnson und den heiligen Franziskus. Die Fähigkeit, mit der Armut gut zurechtzukommen, speiste sich in all diesen Fällen aus einer ganz anderen inneren Ressource, einem Quell von Würde, der dem Einfluss des Geldes entzogen war.

Die drei Männer, die ich hier als Beispiele aufgeführt habe, führten aus freien Stücken ein bescheidenes Leben – sie hatten die Chance, mehr Geld zu besitzen. Vielen Menschen bleibt diese Chance verwehrt. Samuel

Johnson, Cincinnatus und der heilige Franziskus waren äußerlich arm, aber im Geiste sah die Sache ganz anders aus.

Ich will damit nicht sagen, dass es gut wäre, arm zu sein. Die hier genannten Menschen waren Ausnahmeerscheinungen. Was wir von ihrem Beispiel lernen können, ist, dass Menschen sich umso weniger Sorgen um Geld machen, je mehr sie nach etwas anderem streben. Ich für mein Teil möchte mir davon eine kleine Scheibe abschneiden und überlegen, was mir das über unsere Beziehung zu Geld sagt. Mit dieser Lektion sind wir mittendrin in unseren Geldsorgen und in der Frage, wie man mit ihnen umgehen soll. Sie ist mit allem verknüpft, was wir in diesem Buch behandelt haben.

3 Die freundschaftliche Beziehung zu Geld

Wie wir gleich zu Beginn dieses Buches gesehen haben, sind Geldsorgen etwas anderes als Geldprobleme. Sorgen haben etwas mit unserer Vorstellungskraft und unseren Gefühlen zu tun. Dazu gehört, auf welche Weise wir uns mit anderen vergleichen, wie wir mit den Gefahren (und gelegentlichen Chancen) des Neids umgehen, was uns wichtig ist und warum, und wie wir langfristige und kurzfristige Ziele gegeneinander abwägen.

Aus der Beschäftigung mit den Schattenseiten des Reichtums und den Sonnenseiten der Armut können wir etwas Wichtiges über unsere Beziehung zu Geld lernen.

Entscheidend für die Qualität einer Beziehung ist, was Sie in die Beziehung einbringen und was die andere Seite (in diesem Fall Geld) beisteuert. Wenn man eine ganze Menge großartiger Voraussetzungen mitbringt, ist es möglich, zu etwas wenig Vielversprechendem (etwa der Armut) eine ganz wunderbare Beziehung zu pflegen. Wenn man dagegen selbst sehr wenig mitbringt, dann kann die andere Seite (etwa der Reichtum) so viel versprechen, wie sie will – es wird niemals etwas Gutes dabei herauskommen.

In Honoré de Balzacs »Vater Goriot« gibt es eine wundervolle Passage, in der ein alter Mann auf dem Speicher mit seinem kleinen Haufen Gold spielt. Er streichelt die Münzen und sonnt sich in ihrem Glanz. Es ist eine fast schon erotische Begegnung. Aber das ist eine schreckliche Beziehung, denn der alte Mann bringt nur einen kleinen Teil seiner selbst ein: seine Gier nach Besitz. Seine Beziehung zum Geld nimmt ihn ganz in Beschlag, und doch fehlt ihr fast alles, was eine gute Beziehung auszeichnen sollte: Selbsterkenntnis, Klugheit, Großzügigkeit, Güte sowie der Hunger auf das Leben und auf neue Erfahrungen.

Oder denken Sie an Cincinnatus zurück, der alle Reichtümer für sich in Anspruch nehmen hätte können, die Rom zu bieten hatte, und es stattdessen vorzog, seine Felder zu bestellen. Und zwar nicht, um sich selbst zu kasteien oder weil er hoffte, dafür bewundert zu werden, sondern weil er das als erfüllender empfand. Wir mögen im Gegensatz

zu ihm nicht die Wahl haben. Doch auch wir können an einfachen Dingen Freude finden, sobald wir uns damit abfinden, dass wir nun einmal nicht mehr haben. Cincinnatus beherrschte die Kunst, seine ganze Energie in seinen Bauernhof zu investieren.

Bei Geldproblemen geht es tatsächlich ausschließlich um Geld und nicht um die Beziehung, die wir dazu haben. Wenn ich einen gewaltigen Berg an Schulden und unbezahlten Rechnungen angehäuft und kein Geld habe, dann habe ich ein echtes Problem, ganz egal, wie beneidenswert oder vernünftig meine Lebenseinstellung ist, wie phantasievoll ich bin oder was für einen guten Geschmack ich habe. Keine dieser wunderbaren Charaktereigenschaften ist mir in meiner Lage eine große Hilfe. Ich muss entweder mehr Geld verdienen, mein Leben anders organisieren oder untergehen.

Bei Geldsorgen geht es demgegenüber fast immer um unsere Beziehung zu Geld. Die entscheidende Frage bei Geldsorgen ist, was sich in unserem Kopf abspielt. Um ihnen zu entinnen – und gelassener mit Geld umzugehen –, müssen wir daran arbeiten, was wir in unsere Beziehung zu Geld einbringen. Wir müssen uns fragen, was wir selbst tun können. Wir müssen phantasievoller und geduldiger werden, mehr aus unseren Erfahrungen lernen, uns besser auf das konzentrieren, was uns wirklich am Herzen liegt, unser Geld klüger ausgeben und uns vom Urteil anderer unabhängiger machen. Vor allem aber müssen wir uns darüber klar werden, was wir wirklich brauchen.

Ich weiß, dass sich das zunächst merkwürdig anhört. Um sich weniger Sorgen über Geld zu machen, so unser erster Gedanke, muss man entweder Wege finden, an mehr Geld heranzukommen, oder mit weniger auskommen lernen, als einem lieb ist. Aber so einleuchtend das auf den ersten Blick scheinen mag, bei näherer Betrachtung kann das nicht die ganze Wahrheit sein. Unsere Beziehung zu Geld dreht sich nur zum Teil darum, wie viel Geld wir besitzen – hauptsächlich dreht sie sich um anderes. Wir müssen daher einen unerwarteten, aber entscheidenden Denksprung machen, in uns hineinhorchen und uns überlegen, was Geld für uns eigentlich bedeutet.

Am besten wird die Weigerung, sich zu viele Sorgen über Geld zu machen, für mich von Johann Wolfgang von Goethe verkörpert. Wir

wissen aus vielem, was er über seine eigenen Erfahrungen geschrieben hat, dass er fest entschlossen war, für seine Arbeit ordentlich bezahlt zu werden. Er kam aus gutem Hause, wollte aber finanziell unabhängig sein. Um des höheren Verdienstes willen wurde er vom Anwalt zum politischen Berater (was damals vernünftig war; heute würde die Karriere vermutlich eher in umgekehrter Richtung verlaufen). Er musste einige schwere Rückschläge verkraften. Sein erster Roman war enorm erfolgreich, doch aufgrund des unzureichenden Urheberrechts verdiente er kaum Geld damit. In späteren Verträgen handelte er bessere Bedingungen aus. Er war in Finanzdingen sehr kompetent und führte über seine Einnahmen und Ausgaben gewissenhaft Buch. Er wusste es zu schätzen, was man mit Geld kaufen kann – zum Beispiel, wie Sie auf dem Bild sehen können, einen eleganten Hausmantel (sein Arbeitszimmer war unbeheizt). Trotz alledem spielten Geld und Geldsorgen in seinem Gefühlsleben nicht die Hauptrolle. Er schrieb mit berückender Sensibilität über Liebe und Schönheit. In Geldfragen war er absolut realistisch und pragmatisch, vernachlässigte es deshalb jedoch nicht, sich mit den größeren, wichtigeren Daseinsfragen auseinanderzusetzen.



Das bürgerliche Ideal: Eleganz und Arbeitseifer. Johann Joseph Schmeller, Goethe in seinem Arbeitszimmer, seinem Schreiber John diktierend, 1831.
(Goethe in seinem Arbeitszimmer, 1831, von Johann Joseph Schmeller (1796-1841, © Stiftung Weimarer Klassik / akg-images.)

Als Vorbild eignet er sich deshalb so gut, weil er eine hervorragende Beziehung zu Geld hatte. Es gelang ihm, einen goldenen Mittelweg zu finden: Er achtete darauf, genügend Geld zu verdienen, konzentrierte

sich jedoch zugleich auf das, was ihm wirklich am Herzen lag.

Und wie die meisten guten Vorbilder ist er aus heutiger Sicht weit genug weg, dass uns seine Leistungen im Rückblick umso deutlicher vor Augen stehen. Das macht es uns umso leichter, ihm nachzueifern.

Hausaufgaben

Anregungen, die meine Sichtweise auf Geld beeinflusst haben, habe ich an sehr unterschiedlichen Stellen gefunden. Einige davon werden Sie auf den ersten Blick überraschen. Die hier aufgeführten Bücher kann ich zur Lektüre ausnahmslos wärmstens empfehlen, nicht nur wegen der Dinge, die die Autoren über Geld zu sagen haben.

I Einleitung

Zum Nachdenken über Sorgen – im Unterschied zu Problemen – hat mich eine Radiosendung von Adam Phillips gebracht. Seine Überlegungen dazu, was eigentlich vor sich geht, wenn wir uns Sorgen machen, waren sehr aufschlussreich.

II Über Geld nachdenken

1 Worum geht es bei Geldsorgen wirklich?

Am Anfang der westlichen Philosophiegeschichte steht Sokrates, der die Menschen dazu brachte, sich Fragen zu stellen, auf die sie von sich aus nie gekommen wären. Er ging von Dingen aus, die seine Zeitgenossen hochschätzten, und hielt sie dazu an, sich ernsthaft zu fragen: »Was meine ich eigentlich, wenn ich ›Tapferkeit‹ sage?« Das beste Beispiel für seinen Ansatz ist Platons Buch »Der Staat«. Darin entfesselt Sokrates eine Diskussion über die Frage »Was ist gerecht?«. Sokrates ist der große Vorreiter der Vorstellung, dass wir in unserem Denken nur dann Fortschritte machen, wenn wir uns darauf konzentrieren, die richtigen Fragen zu stellen.

2 Die gesunde Beziehung zu Geld

Mein Ansatz, unser Verhältnis zu Geld als eine Beziehung zu sehen, ist von Donald Winnicott inspiriert. Winnicott war der Ansicht, dass der Mensch von Natur aus prädestiniert ist, Beziehungen einzugehen – und dass unsere Beziehungen zu Ideen und Objekten, einschließlich des Geldes, überraschend viel mit den uns vertrautesten Beziehungen zu anderen Menschen gemeinsam haben. So könnte man beispielsweise davon sprechen, dass ein Kind sich mit der Mathematik »anfreundet«. Die Rolle des Mathematiklehrers bestünde dann idealerweise darin, diese Freundschaft zu vermitteln. Eine gute Einführung in sein Denken ist das Buch »Vom Spiel zur Kreativität«.

III Die verborgene Bedeutung des Geldes

1 Wenn Geld für etwas anderes steht

Anschaulich herausgearbeitet wird die Frage, für was Geld in der Vorstellung eines Menschen steht, in der »Forsyte-Saga« von John Galsworthy, die 1967 wunderbar fürs Fernsehen verfilmt wurde. Für die Hauptfigur, Soames Forsyte, ist Geld ein Synonym für Tugend und Attraktivität. Er ist lange Zeit für die wachsenden Probleme in seiner ersten Ehe blind, weil es für ihn unvorstellbar ist, dass seine Frau unglücklich mit ihm sein könnte, wo er doch so viel Geld verdient. Nicht dass er denken würde, es ginge ihr nur ums Geld. Vielmehr ist er überzeugt, ihr Liebe zu schenken, indem er ihr Geld gibt, denn in seiner Vorstellungswelt sind Geld und Liebe ein und dasselbe.

Dickens hat zu diesem Thema ebenfalls viel Interessantes geschrieben. In »Bleak House« wird Geld mit Gerechtigkeit verwechselt, in »Klein Dorrit« mit Würde – die Folgen sind in beiden Fällen katastrophal.

2 Wie man sich frei macht

Der Prozess, die eigene, unbewusste Einstellung zu Geld zu analysieren, geht indirekt auf Sigmund Freud zurück. Freud zufolge verknüpfen wir

unbewusst Dinge, die in Wirklichkeit gar nichts miteinander zu tun haben – und schränken damit unsere Fähigkeit ein, uns angemessen zu verhalten. Eine gute Einführung in das Denken Freuds ist sein »Abriss der Psychoanalyse«.

3 Was ist Geld?

Eine ausgesprochen lesbare Erörterung der Definition von Geld findet sich im ersten Kapitel des Buches »Der Aufstieg des Geldes« von Niall Ferguson.

IV Geld und das gute Leben

1 Geld als Ingredienz

Eine anregende und kluge Einführung in das ökonomische Denken Aristoteles' ist das 1906 erstmals veröffentlichte Buch »The Political Thought of Plato and Aristotle« von Sir Ernest Barker. Darin erklärt er die Vorstellung Aristoteles', dass Geld nichts weiter als eine Ressource ist (vergleichbar einem Haufen Baumaterial), von der man Gebrauch machen kann, um Gutes zu bewirken oder Schlechtes. Das Geld selbst gibt uns keinerlei Hinweise, wie man es möglichst sinnvoll einsetzen kann – ebenso wenig wie ein Stapel Backsteine uns zeigt, wie man ein schönes Haus baut.

Anschauliche Beispiele für die Vorstellung, Geld als »Ingredienz« zu betrachten, liest man, einmal mehr, bei Charles Dickens. Einige seiner tugendhaftesten Figuren, wie Mr. Brownlow in »Oliver Twist«, sind ebenso wohlhabend wie einige seiner größten Bösewichte, wie Mr. Gradgrind in »Harte Zeiten«. Der entscheidende Unterschied zwischen ihnen ist nicht, wie viel Geld sie besitzen.

2 Jane Austens Theorie der Ehe

Jane Austens »Verstand und Gefühl« ist natürlich eine wunderbare Liebesgeschichte. Gleichzeitig ist dieser Roman jedoch der sorgsame Versuch, zwischen hemmungslosem Genuss und finanzieller Klugheit zu unterscheiden. Bei näherer Betrachtung behandeln alle Romane Jane Austens ein zweifaches ökonomisches Thema. Einerseits betrachtet sie es als sehr wichtige Vorbedingung einer guten Ehe, ausreichend Geld zur Verfügung zu haben, und der Held oder die Heldin müssen sich diesem Problem stellen. In »Anne Elliot oder die Kraft der Überredung« zum Beispiel muss Captain Wentworth zunächst im Krieg ein ansehnliches Vermögen erwerben, ehe er mit seiner wahren Liebe Anne zusammenkommen kann. Andererseits führt uns Jane Austen immer wieder Menschen vor Augen, die viel Geld besitzen und im Leben trotzdem scheitern, wie die Crawfords in »Mansfield Park«.

3 Neid als Lehrmeister

Eine mustergültige Darstellung, wie man sich Neid zunutze machen sollte, um an sich zu arbeiten, findet sich im letzten Kapitel des Buches »Trost der Philosophie« von Alain de Botton.

V Ordnung schaffen

1 Vom Unterschied zwischen Wünschen und Bedürfnissen

Der Gedanke der Bedürfnishierarchie geht auf den 1943 veröffentlichten Aufsatz »A Theory of Human Motivation« von Abraham Maslow zurück.

2 Wie viel Geld brauche ich?

Eine geistreiche Analyse der Frage, wie viel Geld ein Paar zum Leben

braucht, gibt es in der klassischen britischen Sitcom »The Good Life«, die ab 1973 erstmals ausgestrahlt wurde.

3 Preis contra Wert

Ein Buch des Kunstkritikers John Ruskin aus dem Jahr 1871, das den seltsamen Titel »Munera Pulveris« trägt, beginnt mit einem grandiosen Versuch, Preis und Wert wieder miteinander in Einklang zu bringen. Obwohl es vor so langer Zeit geschrieben wurde, ist es bis heute die eindeutigste und ehrgeizigste Darlegung der Notwendigkeit einer wertbasierten Wirtschaftsordnung. Geld ist Ruskin zufolge der potenzielle Besitz guter Dinge. Gute Dinge tatsächlich zu besitzen ist die Definition von Wohlstand. Doch leider ermöglicht Geld auch den Erwerb von schädlichen oder wertlosen Dingen – ein Zustand, den Ruskin als »Unwohlstand« bezeichnet. Der Preis eines Produktes, so Ruskin, sollte nicht von der Nachfrage bestimmt werden, sondern davon, wie viel körperliche oder geistige Anstrengung in seine Herstellung geflossen ist.

4 Sehnsucht und Angst

Das Zitat aus Vergils »Georgica« stammt aus dem 2. Buch, Verse 400ff., hier in der Übersetzung von Manfred Erben, Heidelberg 1985, S. 87.

VI Wie man Geld verdienen und trotzdem ein guter Mensch sein kann

1 Haben und Tun

Stark beeinflusst hat mich die Argumentation von Alain de Botton in »Freuden und Mühen der Arbeit«, dass der Kapitalismus es bislang versäumt habe, sich unserer Bedürfnisse höherer Ordnung

anzunehmen – das aber tun könnte und sollte. Im letzten Kapitel seines Buches »Glück und Architektur: Von der Kunst, daheim zu Hause zu sein« ergründet er das schwierige Verhältnis von Geld, Geschmack und Schönheit.

Wer eine fesselnde Anleitung sucht, wie man seine Seele verkauft, wird bei Honoré de Balzac fündig, in dessen Roman »Verlorene Illusionen« (aber seien Sie geduldig, der erste Teil ist weit weniger lohnend als der zweite), sowie in der Fortsetzung »Glanz und Elend der Kurtisanen«.

2 Was wir von Rex Mottram lernen können – und andere Lektionen

In der Fernsehverfilmung von »Wiedersehen mit Brideshead« aus dem Jahr 1981 ist die Episode im Restaurant wunderbar in Szene gesetzt. Informationen zum Landmark Trust finden Sie im Internet unter www.landmarktrust.org.uk.

VII Meine Rolle im Rahmen des großen Ganzen

1 Die Schattenseiten des Reichtums

Mit »The Rise of the Nouveaux Riches« hat der Architekturhistoriker Joseph Mordaunt Crook eine faszinierende Studie über den Konflikt zwischen Reichtum und Status im Großbritannien der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben. Das Buch zeichnet nach, wie die aristokratische Elite sich anfänglich weigerte, soziale Kontakte zu jenen aufzunehmen, die ihr Vermögen erst vor kurzem erworben hatten, und wie diese »Neureichen« allmählich in die bestehende Gesellschaftsordnung integriert wurden.

Die Pflichten, die mit dem Reichtum einhergehen, sind das Thema des heute noch lesenswerten Romans »Sybil« von Benjamin Disraeli. Der Untertitel »Die zwei Nationen« bezieht sich auf die Reichen und die

Armen. Disraeli war kein Verfechter der Gleichmacherei, aber er war der Ansicht, dass die Reichen ihrer materiell privilegierten Stellung gerecht werden sollten, indem sie der gesamten Gesellschaft moralisch als Vorbild dienen. Und er ist sehr hart in seinem Urteil, wenn sie diesen hehren Anspruch nicht erfüllen. »Sybil« ist das bemerkenswerteste Buch, das ein britischer Premierminister je geschrieben hat.

In »Leben retten: Warum sich Armut abschaffen lässt – und warum wir es nicht tun« zeigt Peter Singer pointiert auf, dass wir allen Menschen gegenüber, die in bitterer Armut leben, eine enorme moralische Verantwortung haben. Das Buch zielt darauf ab, bei reichen Menschen heftige Schuldgefühle auszulösen.

2 Die Sonnenseiten der Armut

»Der Spiegel der Vollkommenheit« ist eine Sammlung von Geschichten aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi aus dem vierzehnten Jahrhundert (hier zitiert nach der Übersetzung von Wolfgang Rüttenauer, München 1953). Das Buch führt uns in die Überzeugung ein, dass Armut aus freien Stücken die ideale Daseinsform sei.

3 Die freundschaftliche Beziehung zu Geld

Die kindische Freude, die ein Geizhals bei der Beschäftigung mit seinem Reichtum empfindet, schildert Honoré de Balzac in »Vater Goriot«.

In »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, seinem besten Roman, zeichnet Johann Wolfgang von Goethe nach, wie Wilhelm allmählich seine Einstellung zu Geld ändert. Zu Beginn verachtet Wilhelm alles, was mit Handel zu tun hat, aber im Lauf der Zeit entwickelt er eine sehr gesunde Wertschätzung für Geld als notwendige Voraussetzung dafür, Gutes zu tun. Am Ende engagiert er sich in einer einflussreichen Gruppe von Sozialreformern, die durch den geschickten Einsatz von Geld die Welt verändern wollen. Der Roman ist zwar bereits Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, doch die grundlegenden Themen haben bis

heute nichts an Relevanz eingebüßt. Eine eingehende Analyse dieser Ideen findet sich im sechsten Teil meines Buches »Love, Life, Goethe: How to be Happy in an Imperfect World«.

Über den Herausgeber und die School of Life

Alain de Botton, geboren 1969 in Zürich, ist Philosoph und Autor internationaler Bestseller wie »Trost der Philosophie« oder »Wie Proust Ihr Leben verändern kann«. Leser lieben ihn für sein Talent, philosophische Ideen auf populäre Weise verständlich zu machen. Alain de Botton lebt mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in London.



(Alain de Botton, © Vincent Starr.)

Die **School of Life** wurde 2008 von Alain de Botton in London begründet und bietet Veranstaltungen rund um die Themen Philosophie, Persönlichkeitsentwicklung, Literatur und Kunst an. Sie hat sich der Beantwortung der großen Lebensfragen verschrieben: Wie können wir unser volles Potenzial entfalten? Kann Arbeit erfüllend sein? Was bedeutet Gemeinschaft? Wie können Beziehungen ein Leben lang halten? Sie maßt sich nicht an, auf alle Fragen die gültigen Antworten zu wissen. Doch sie bietet eine Fülle von klugen und hilfreichen Anregungen für ein Leben mit Sinn.

Über den Autor

John Armstrong ist Philosoph und Berater des Vizekanzenlers der Melbourne University. Bis vor kurzem war er »Philosopher in Residence« an der Melbourne Business School. John Armstrong hat mehrere international erfolgreiche Bücher zu Themen aus den Bereichen Kunst, Ästhetik und Philosophie geschrieben.



(mit freundlicher Genehmigung des Autors.)

»In einer Zeit der allgemeinen Orientierungslosigkeit ruft das Lebenshilfebuch danach, neu gedacht und rehabilitiert zu werden. Die School of Life ist stolz darauf, seine Wiedergeburt ankündigen zu dürfen – mit einer Buchreihe, die konkrete Hilfestellung bei den wichtigen Lebensthemen bietet, dazu gehören Liebe, Geld, Gesundheit, Arbeit, neue Technologien und der Wunsch, die Welt zum Besseren zu verändern.«

Alain de Botton, Herausgeber

Weitere Bände der Buchreihe in derselben Ausstattung:

Alain de Botton

Wie man richtig an Sex denkt

224 Seiten, mit s/w-Abbildungen, Flexobroschur

ISBN 978-3-424-63064-0

Philippa Perry

Wie man den Verstand behält

224 Seiten, mit s/w-Abbildungen, Flexobroschur

ISBN 978-3-424-63065-7

Roman Krznaric

Wie man die richtige Arbeit für sich findet

224 Seiten, mit s/w-Abbildungen, Flexobroschur

ISBN 978-3-424-63066-4

Tom Chatfield

Wie man im digitalen Zeitalter richtig aufblüht

224 Seiten, mit s/w-Abbildungen, Flexobroschur

ISBN 978-3-424-63067-1

John-Paul Flintoff

Wie man die Welt verändert

224 Seiten, mit s/w-Abbildungen, Flexobroschur

ISBN 978-3-424-63068-8